

Das Ganze ist das Wahre

Niklaus Meienberg und der literarische Journalismus

Eingereicht am 31. Oktober 2005
von **Oliver Meier**

Fächer:

XX

Adresse:

XX

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	2
2.	Literatur und Journalismus – Ein Diorama	
2.1	Szenen eines Geschwister-Zwists	4
2.2	Von Heine zu Kummer – Spuren des literarischen Journalismus	7
2.3	Akademische Abgrenzungsversuche	11
3.	Das Ganze ist das Wahre – Meienberg als «grand reporter»	
3.1	Prosaischer Prolog	13
3.2	Publizistisches Profil	14
3.3	Feldforschung: Jo Siffert (1936-1971)	23
4.	Fazit	31
	Bibliografie	

1. Einleitung

Wie Geschwister, ob Hand in Hand oder feindlich,
sie kommen von einander nicht los –
Hugo Loetscher¹

«Was [...] bleibt sind einige Dutzend gültige Seiten polemischer Prosa – und eine Wortmächtigkeit, die viel zu wenig der Literatur zugute gekommen ist.» Mit diesen Worten beendete *NZZ*-Redaktor Andreas Breitenstein im März 1993 seinen martialischen Verriss von Niklaus Meienbergs Lebenswerk, ein zweiseitiger Artikel, der die langjährigen Aversionen des bürgerlichen Blattes plakativ zusammenfasste und die «inneren Widersprüche» seines publizistischen Engagements aufzudecken versuchte.² Dass ein Journalist, der angeblich «nicht ernst zu nehmen» ist, mit einem Monstertext in der Literaturbeilage gleichsam geadelt wird, entbehrt nicht einer gewissen Ironie, auch wenn das damals kaum jemand zur Kenntnis genommen hat. Heute darf man sagen: Breitensteins Abrechnung ist ungemain überzeugend. Als misslungener Versuch, das widerborstige Werk Meienbergs eindeutig einzuordnen. Aber auch als musterhaftes Beispiel für eine Haltung, die nicht nur im «Hofstaat»³ der *Neue Zürcher Zeitung* zu beobachten ist: Dass sich Literatur und Journalismus gegenseitig ausschliessen und hierarchisch gliedern lassen. Dass das geschriebene Wort die «Symbolkraft der literarischen Fiktion»⁴ entfalten muss, um die hohe Weihe zu erhalten: Über den Tag hinaus von Bedeutung zu sein.

Wie tief solche Denkmuster verankert sind, zeigt sich nicht zuletzt in den akademischen Disziplinen, die sich traditionell mit den beiden Bereichen beschäftigen. Länger noch als die Germanistik hat sich die Medienwissenschaft gegen die Einsicht gestäubt, dass sich die Grenzen zwischen den Gebieten keineswegs so eindeutig ziehen lassen, wie das immer wieder behauptet und gewünscht worden ist. Erst in den letzten Jahren sind Bemühungen zu erkennen, die klassischen Trennungsgrundsätze zu hinterfragen und ins unerforschte Grenzgebiet zwischen Literatur und Journalismus vorzudringen. Was das weitläufige Gebiet bereithält, ist erstaunlich: Zu erkunden gilt es gemeinsame Darstellungsformen wie die Reportage oder den Essay, Textstrategien wie Montagen, Metaphern und Erzählperspektiven, das Verhältnis von Fakt und Fiktion, vor allem aber: Der literarische Journalismus als

¹ Linsmayer, Charles (Hrsg.): Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Eine Anthologie, zusammengestellt und mit einer Einleitung von Hugo Loetscher herausgegeben von Charles Linsmayer. Zürich 1999, S. 11.

² Breitenstein, Andreas: Das Prinzip Anekdote. Zu Niklaus Meienbergs polemischer Prosa. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 20. März 1993, o.S.

³ Widmer, Thomas: Meyer. Wie der Name schon sagt. In: *Weltwoche*, 1. April 2004, S. 80.

⁴ Breitenstein, Prinzip Anekdote, o.S.

Grenzgang *par excellence*, ein Konzept, dem sich zahlreiche Autoren auf je eigene Weise verschrieben haben: Heinrich Heine natürlich, aber auch Emil Zola, Egon Erwin Kisch, Joseph Roth, Kurt Tucholsky, Tom Wolfe oder eben: Niklaus Meienberg, der als «grand reporter» stets «die ganze Wirklichkeit mitbringen» wollte und die «Aufsplitterung der Welt in einzelne Rubriken» ebenso wenig akzeptierte wie die tradierten Grenzen zwischen Literatur, Journalismus und Historiografie.⁵

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, den literarischen Journalismus als Phänomen zu ergründen und am Beispiel des «agile[n] Grenzgänger[s]»⁶ Meienberg zu illustrieren. Nach einer skizzierenden Darstellung des historischen «Geschwisterstreits» und einiger Spielarten des literarischen Journalismus folgt eine ebenso kurze wie kritische Überprüfung gängiger Abgrenzungskriterien. Die gewonnenen Erkenntnisse dienen als Basis für die Beschäftigung mit Meienberg im zweiten Teil der Arbeit. Zu klären gilt es, mit welchen Strategien der Autor die erstarrten Fronten aufgebrochen hat, wo sich der Grenzgang manifestiert, welches publizistische Programm dahinter steht und wie sein Schreiben im Kontext der zeitgenössischen Publizistik zu verorten ist. Kern der Untersuchung ist eine Analyse von Meienbergs «Freiburger Reportage» *Jo Siffert (1936-1971)*. Eine Analyse, die den Zaun zum germanistischen Gärtchen bewusst überspringt, im Wissen, dass hier die besseren Werkzeuge zu finden sind – wie die wenigen Studien zeigen, die über Meienbergs Werk bisher geschrieben wurden.

⁵ Meienberg, Niklaus: Jean Lacouture zeigt, was Journalismus kann. In: Ders.: Das Schmetterlein des gallischen Hahns. Reportagen aus Frankreich. Zürich 1987, S. 136.

⁶ Meier, Marco: La réalité surpasse la fiction. Jürg Federspiel, Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg als Schweizer Vertreter des «New Journalism». In: Durrer, Martin / Lukesch, Barbara (Hrsg.): Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass. Zürich 1988, S. 146.

2. Literatur und Journalismus – Ein Diorama.

2.1 Szenen eines Geschwister-Zwists

Die Trennung von Literatur und Journalismus ist ein Projekt des 19. Jahrhunderts. Kriterien wie Information und Faktizität gelten seither als grundlegende Prinzipien journalistischer Tätigkeit und setzen die Banngrenze zur Literatur. Doch das Verhältnis bleibt bis heute gespannt, der Idee eines literarischen Journalismus steht die Furcht vor hereinbrechenden Rändern gegenüber. Das zeigt eine neuere Publikation, die das Verhältnis zwischen Literatur und Journalismus aus einer interdisziplinären Perspektive aufgreift und mit Zuversicht grundiert: «Eine schärfere Wahrnehmung der historischen und gegenwärtigen Gemeinsamkeiten von Literatur und Journalismus und der diese Bereiche beobachtenden wissenschaftlichen Disziplinen könnte den Boden für mehr Verständnis und ertragreichen Austausch bereiten», schreiben Bernd Blöbaum und Stefan Neuhaus im Vorwort des Sammelbandes *Literatur und Journalismus* – der beste, der bisher zum Thema erschienen ist.⁷ Das Buch vereint Einzelstudien zu Autoren und Konzepten im literarjournalistischen Grenzbereich, formuliert «Gedanken zum Bild des Journalisten in der Literatur» und zum «Sinn und Unsinn der Literaturkritik», stellt aber auch die Beziehung als solche zur Debatte.

Aufschlussreich erscheint primär der Beitrag des Medientheoretikers Bernd Blöbaum, der die Funktionen und Programme aus systemtheoretischer Sicht beschreibt und dabei Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten ausmacht. Blöbaum zeichnet das Bild zweier Sozialsysteme, die sich mit der Entwicklung der modernen bürgerlichen Öffentlichkeit herausbilden, wobei die Ausgestaltung eines «lesekundigen und informationshungrigen Publikums» im 18. Jahrhundert eine wesentliche Rolle spielt.⁸ Die Ausdifferenzierung von Literatur und Journalismus vollzieht sich als Akt der Emanzipation, der jene Grenzen setzt, die für die Ausbildung einer Identität notwendig sind und den Aufbau eigener Strukturen erlauben. Beide Systeme erfüllen fortan je eigene Funktionen in der Gesellschaft, wobei sie mit spezifischen Codes arbeiten, die darüber entscheiden, was sie als relevant erachten. Als Funktion des modernen Journalismus nennt Blöbaum die «aktuelle Selektion und Vermittlung von Informationen zur öffentlichen Kommunikation», wobei dieser an eine «sozial verbindliche Wirklichkeit» gebunden sei.⁹ Die Literatur hingegen beziehe sich auf eine mögliche Wirklichkeit und sei nicht auf ein allgemein akzeptiertes Wirklichkeitsmo-

⁷ Blöbaum Bernd / Neuhaus, Stefan: Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden 2003, S. 10.

⁸ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), *Literatur und Journalismus*, S. 27.

⁹ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), *Literatur und Journalismus*, S. 29.

dell verpflichtet: «Während Fakten der Rohstoff des Journalismus sind, ist die Erzeugung von Fiktionen die Grundlage der Literatur.»¹⁰ Auf dieser Grundlage beschreibt Blöbaum eine Vielzahl von Differenzen in Bezug auf Merkmale, Rollen und Programme. Gemeinsamkeiten sieht er dagegen bei den Darstellungsformen Reportage und Essay sowie bei «Konstruktionsmerkmalen» wie Montage, Metapher, Subjektivität, Erzählperspektive und einigem mehr.¹¹ Ob damit viel gewonnen ist, kann bezweifelt werden. Der Ansatz wirft jedoch ein Licht auf die funktionale Trennung von journalistischer und literarischer Arbeit, die sich entlang festgelegter Prinzipien vollzogen hat, die noch heute zur Abgrenzung bemüht werden. Wichtig ist hier vor allem die traditionell an journalistische Texte herangetragene Forderung nach einer nichtfiktionalen, empirisch überprüfbaren Tatsachenvermittlung, die in der Regel mit dem Begriff der Information verbunden wird.¹²

Dass dieser Prozess weder rasch noch zwangsläufig vonstatten ging, zeigt ein Blick ins 18. Jahrhundert. Wie Horst Pöttker aufzeigt, waren die frühen Vertreter des journalistischen Metiers weit davon entfernt, das Kriterium prüfbarer Faktizität zu nutzen, um sich von der Literatur abzugrenzen.¹³ Beispielhaft dafür steht Daniel Defoe, der heute zugleich als Vater des Journalismus und des Romans in England gilt.¹⁴ «Defoe meinte», so Pöttker, «dass Fiktionales im Journalismus erlaubt, ja wegen seiner rezeptionsanreizenden Attraktivität sogar erwünscht sei, jedenfalls solange der Leser – auch durch die Mischung mit Faktischem – nicht verführt wird, es im Detail für wirklichkeitsgetreu zu halten.»¹⁵ Auch die deutschsprachigen Wochenzeitschriften des 18. Jahrhunderts arbeiteten mit fiktionalen Elementen wie Serienhelden oder fingierten Leserbriefen, ohne sie von der «eigentlichen» Informationsvergabe abzugrenzen. Noch 1848 finden sich auf dem Titelblatt der *Neuen Rheinischen Zeitung* literarisch stilisierte Parlamentsberichte und Satiren.¹⁶ Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgt im Zeichen des amerikanischen Nachrichtenjournalismus der Rückzug aus der Fiktion und damit auch die programmatische Abgrenzung zur Literatur.¹⁷

Zweifellos hat die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur diesen Ablösungsprozess begünstigt. Namen wie Lessing, Breitinger und Bodmer stehen hier für die Abkehr von der

¹⁰ Ebd.

¹¹ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), *Literatur und Journalismus*, S. 48.

¹² Lorenz, Dagmar: *Journalismus*. Stuttgart, Weimar 2002, S. 8.

¹³ Pöttker, Horst: *Berufsethik für Journalisten? Professionelle Trennungsgrundsätze auf dem Prüfstand*. In: Holderegger, Adrian (Hrsg.): *Kommunikations- und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven*. 2. Aufl. Freiburg 1999, S. 311ff.

¹⁴ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), *Literatur und Journalismus*, S. 112.

¹⁵ Holderegger (Hrsg.), *Kommunikations- und Medienethik*, S. 311.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Lorenz, *Journalismus*, S. 42f. Holderegger (Hrsg.), *Kommunikations- und Medienethik*, S. 311f.

Regelpoetik und die Wendung hin zum einem modernen Verständnis von Literatur, wie es sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts herausbildet. Nicht die vorbildliche Nachahmung antiker Muster, sondern das «Wunderbare», die Imagination möglicher Welten, gilt nun als Zeugnis wahrer Dichtkunst. Das poetisch Wahre erscheint wahrer als die empirische Wirklichkeit. Dieses Programm, das in der frühromantischen Dichtung wohl seine radikalste Umsetzung erfährt, «reklamiert für sich die wahre Wirklichkeit gestalteter Sprache, die, von den Fesseln des Realismus befreit, das Wesens des Menschseins viel tiefgründiger zum Ausdruck bringen könne».¹⁸ Dass solche Tendenzen auch auf Kritik stiessen erstaunt nicht. Das Verhältnis zwischen Dichtung und Wirklichkeit wurde zum Gegenstand eines Realismus-Streits, der die deutsche Literatur nachhaltig prägte und dessen Ausläufer bis heute zu beobachten sind.¹⁹

Der emphatische Verweis auf das poetisch Wahre und die ästhetische Höherwertigkeit prägte nicht nur den literarischen Diskurs, er war auch eine der Voraussetzungen für die Hierarchisierung von Literatur und Journalismus im 19. Jahrhundert. Hiebe gegen das journalistische Metier gehören seither zum Standardrepertoire polemischer Publizistik. Ein bekanntes, weil gern zitiertes Beispiel stammt dabei von Arthur Schopenhauer, der 1851 in seinem *Parerga und Paralipomena* gegen die «Sprachverhunzungen» der «Zeitungsschreiber» opponierte, die «unbändigen Schwätzern gleich [...] hastig nach Luft schnappend, ihre Phrasen ächzend abhaspeln, wobei sie dann die Worte nur zur Hälfte aussprechen».²⁰ Journalistisches Schreiben gegen Honorar galt ihm als korruptes, unehrliches Geschäft, dass zudem noch Texte von geringer Qualität hervorbringe.²¹

Die Vorstellung einer hierarchischen Ordnung zwischen Literatur und Journalismus ist noch heute präsent. Zu nennen ist hier die in der Germanistik häufig geübte Praxis, besonders qualitätsvolle journalistische Texte nicht als «Journalismus», sondern terminologisch als «Literatur» zu behandeln und damit gleichsam zu adeln.²² Zu nennen ist aber auch das stete Bemühen, besonders gelungene journalistische Texte in Buchform zu publizieren, um sie aus den Niederungen der Vergänglichkeit in die (vermeintliche) Ewigkeit der Literatur hinüberzuretten.²³

¹⁸ Haller, Michael: Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten. 4. Auflage. Konstanz 1997. S. 24.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Schopenhauer, Arthur: Über Schriftstellerei und Stil. In: Wolfgang Frhr. v. Löhneysen (Hrsg.): Sämtliche Werke, Bd. V.: Parerga und Paralipomena. Kleine Philosophische Schriften II. Stuttgart, Frankfurt am Main 1965, S. 626f.

²¹ Lorenz, Journalismus, S. 7.

²² Haas, Hannes: Empirischer Journalismus. Wien 1999, S. 93ff.

²³ Linsmayer (Hrsg.), Journalismus und Literatur, S. 11f.

2.2 Von Heine zu Kummer – Spuren des literarischen Journalismus

Aus systemtheoretischer Sicht erscheint die Ausdifferenzierung von literarischer und journalistischer Tätigkeit vor allem als Historie der Entfremdung, als Prozess der allmählichen Verhärtung festgelegter Fronten, in deren Verlauf sich die tradierte Grenze zu einem institutionell verankerten Dogma entwickelt hat. Was den Nachrichtenjournalismus betrifft, ist diese Einschätzung zweifellos richtig. Sie übersieht jedoch die grosse Zahl an Grenzgängern, die dem literarisch-publizistischen Feld stets wichtige Impulse verliehen haben. Sie übersieht aber auch die fließenden formalen Übergänge (Reportage, Feature, Feuilleton, Porträt), die den Trennstrich nie als absolut erscheinen liessen.

Parallel zur Ausbildung der Systemgrenzen entstand im 19. Jahrhundert eine Avantgarde des literarischen Journalismus, die sich literarischer Präsentationsstrategien bediente, um die «Wirklichkeit» ästhetisch zu vermitteln.²⁴ Entsprechende Formen finden sich bei Charles Dickens und Emil Zola, später bei John Dos Passos, Ernest Hemingway, Antoine de Saint-Exupéry und manchen mehr. Auch im deutschsprachigen Raum fehlt es nicht an prominenten Beispielen: Eine singuläre Rolle nimmt Heinrich Heine ein, der sich publizistisch wie geographisch über die Grenzen hinweg bewegte. Seine *Reisebilder* und frühen Feuilletons sind heute ein fester Bestandteil des literarischen Kanons; dass sein erzählerischer Furor auch für den Journalismus ein Gewinn war, ist eine Erkenntnis, die sich allmählich durchzusetzen scheint.²⁵ Heines ästhetischer Anspruch wirkte jedenfalls weiter, und wer sich auf Traditionen versteht, kann eine Linie ziehen über Theodor Fontane, Joseph Roth, Karl Kraus, Kurt Tucholsky und Erich Kästner zu Egon Erwin Kisch, dem «rasenden Reporter», der nie raste, sondern oft tagelang an einzelnen Absätzen und Worten feilte und der «Kunstform» Reportage zu neuem Ansehen verhelfen wollte.²⁶

Trotz allen Bemühungen: Ein «Schule» hat keiner von ihnen begründet. Überhaupt bot die Nachkriegszeit in Deutschland keinen Raum für literarjournalistische Experimente. Der Wiederaufbau der westdeutschen Publizistik nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte im Zeichen einer neopositivistische Rückbesinnung auf den Nachrichtenjournalismus angelsächsischer Provenienz, der eine strikte Trennung von Nachricht und Meinung proklamierte und literarische Elemente fast gänzlich aus dem Journalismus verbannte.

Es waren amerikanische Publizisten, die zu Beginn der Sechzigerjahre mit einer Kon-

²⁴ Haas, Hannes / Wallisch, Gian-Luca: Literarischer Journalismus oder journalistische Literatur? Ein Beitrag zu Konzept, Vertretern und Philosophie des «New Journalism». In: Publizistik 36, 1991, Heft 3, S. 300.

²⁵ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), Literatur und Journalismus, S. 159ff.

²⁶ Haller, Die Reportage, S. 32/42-47.

zeption auftraten, die den literarischen Journalismus erstmals zum Programm erhob. Autoren wie Tom Wolfe, Jimmy Breslin oder Gay Talese begannen, die traditionellen Regeln und Hierarchien von Journalismus und Literatur aufzubrechen, indem sie akribisch recherchierten Journalismus mit literarischen und filmischen Darstellungstechniken verbanden und damit auch die Spannungsfelder zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen Fakt und Fiktion, neu zur Diskussion stellten. «Erzählung statt Wiedergabe, Intuition statt Analyse, Menschen statt Dinge, Stil statt Statistik», so lautet – in aller Kürze – die Philosophie des New Journalism.²⁷ Zu den bevorzugten Mitteln gehörten das Spiel mit Neologismen und Lautmalereien, eine farbbetonte Sprache, aber auch der szenische Aufbau und die vollständige Wiedergabe von Dialogen. Durch die Befragung vieler Augenzeugen und durch rasches «Switching» zwischen diesen erreichten die Reporter zudem eine erzählerische Agilität, eine fast filmisch anmutende «Motion», die den Texten ein hohes Mass an Unmittelbarkeit verlieh und die Leser emotional einzubinden vermochte.²⁸ Wie breit das neue Konzept in den USA aufgegriffen wurde und welches kreative Potential in ihm steckt, beweist eine 1973 von Wolfe herausgegebene Anthologie, die zahlreiche Autoren und Texte aus dem Umkreis des New Journalism versammelt.²⁹

Dass dieser Journalismus weniger neu war, als der Name suggeriert, ist von den Protagonisten nie bestritten worden. Wolfe selbst verwies auf die neuere russische und französische Literatur, die ihn zum Bruch mit geltenden Konventionen inspiriert habe.³⁰ Wichtiger und nahe liegender sind die Wurzeln im eigenen Land: Heiner Bus spricht von einer «auffälligen Affinität zwischen Literatur und Journalismus» in der Geschichte der USA und hält fest: «Wie die Autoren des 19. Jahrhunderts tragen die New Journalists Kontroversen um den idealen Leser, um die Natur der Wirklichkeit und um die Beziehung zwischen Literatur und Journalismus aus.»³¹ Dass ein solches Programm auf harsche Kritik stiess, war abzusehen, zumal mit der Absage an die überkommene Auffassung von Objektivität ein Grundethos des etablierten amerikanischen Journalismus in Zweifel gezogen wurde. Der New Journalist sah sich nicht als objektive Instanz, sondern als persönlich Beteiligter, der die Ereignisse so erzählte wollte, wie *er* sie gesehen hatte – mit allen subjektiven Eindrücken. Authentizität und Glaubwürdigkeit galten dabei als wichtige Bezugsgrößen und als

²⁷ Haas / Wallisch, Literarischer Journalismus, S. 298f.

²⁸ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), Literatur und Journalismus, S. 280. Wallisch, Gian-Luca: Kreative Wirklichkeit. In: message, 2/2000. URL: http://www.message-online.de/arch2_00/02wall.htm (22.9.2005).

²⁹ Wolfe, Tom / Johnson, E.W (Hrsg.): The New Journalism. New York 1973.

³⁰ Wallisch 2000.

³¹ Blöbaum / Neuhaus (Hrsg.), Literatur und Journalismus, S. 277.

Massstab für die Qualität der Texte: «the reader knows *all this actually happened*», schreibt Tom Wolfe im erwähnten Sammelband.³² Diese Vorgabe war ein grundlegendes Prinzip des New Journalism, sie galt aber nicht als Banngrenze zur Literatur. Vielmehr sollte die Literatur ihrerseits auf das Fundament der harten Recherche gestellt werden, um so jene Glaubwürdigkeit zurück zu gewinnen, die sie durch den Rückzug ins «rein Fiktionale» verloren habe. Exemplarisch dafür steht Wolfe, der 1987 mit *The Bonfire of the Vanities* seinen ersten Roman veröffentlichte, worin er zwar imaginierte Charaktere und Handlungen beschrieb, diese aber in einer äusserst authentischen Umgebung ansiedelte. Er selbst vertrat danach die Ansicht, dass zum Schreiben eines Romans 65 Prozent Recherchearbeit und nur 35 Prozent Talent und Sprachbeherrschung vonnöten sei.³³

Inwieweit auch die deutschsprachige Publizistik davon beeinflusst wurde, ist unklar. Gian-Luca Wallisch gesteht der deutschen Zeitschrift *Konkret* und den österreichischen Monatsmagazinen *Auto Revue* und *Diners Club Magazine* eine gewisse Ähnlichkeit zu, schränkt aber zugleich ein, dass hier vor allem stilistische Merkmale, kaum aber die Programmatik des New Journalism übernommen worden sei.³⁴ Ertragreicher fällt die Suche aus, wenn die amerikanische Variante primär als Versuch gedeutet wird, die tradierte Front zwischen Literatur und Journalismus zu problematisieren und alternative Formen medialer Vermittlung zu erschliessen, die nicht vom Ideal der Objektivität, geleitet sind. Die Renaissance der Reportage in den Siebzigerjahren und der Aufschwung des Magazinjournalismus in den Achtziger- und Neunzigerjahren waren nicht das Produkt des New Journalism, aber doch geprägt von der produktiven Verunsicherung, die er geleistet hat. «Wir wollten [...] andere Formen von Journalismus nach Deutschland bringen oder einfach wiederbeleben. New Journalism war für uns eine Wurzel. Der deutsche Autorenjournalismus, wie ihn Tucholsky, Kisch oder Karl Kraus praktiziert haben, war eine andere», sagte der Publizist Markus Peichl vor fünf Jahren, kurz nachdem der Berner Celebrity-Reporter Tom Kummer als «Fälscher» entlarvt worden war.³⁵ Ein Vorfall, der Peichl direkt betraf: Schliesslich hatte nicht nur Kummers Karriere, sondern auch jene von Ulf Poschardt und Christian Kämmerling bei der Zeitschrift *Tempo* begonnen, die Peichl gegründet hatte und die ihn zum «geistigen Mentor einer ganzen Generation von Journalisten» avancieren liess.³⁶

³² Wolfe / Johnson (Hrsg.), *The New Journalism*, S. 34.

³³ Haas / Wallisch, *Literarischer Journalismus*, S. 312.

³⁴ Wallisch 2000.

³⁵ Peichl, Markus / Siegfried Weischenberg: Die Kummer-Fälschungen: Einzelfall oder Symptom? Streitgespräch. In: *Die Zeit*, 26/2000, o.S.

³⁶ Ebd.

Während Kummer nach Los Angeles ging, übernahmen Kämmerling und Poschardt die Leitung der Freitagsbeilage der *Süddeutschen Zeitung* und setzten ihr publizistisches Konzept um, das sie auf den Namen «Borderline-Journalismus» getauft hatten.³⁷ Das «SZ-Magazin» wurde zum gefeierten Hort des kreativen Journalismus, der die Subjektivität zum Programm machte und einen Journalismus mit literarischem Antlitz propagierte, der sich um eine Annäherung zweier Bereiche bemühte, die als prinzipiell verschieden und deshalb unvereinbar galten. Ein Projekt, das spätestens durch Kummers Kunstprodukte ebenso in Verruf geriet wie der Autor selbst: «Borderline-Journalismus ist eigentlich nichts anderes als Betrug am Leser; der Borderline-Journalist befindet sich schon jenseits der Gefahrenzone; er ist kein Journalist mehr, sondern ein Geschichtenerfinder, der unter dem Deckmantel des Journalismus einer durch Infotainment geprägten Spassgesellschaft stromlinienförmig gestylte Stories verkauft», sagte NZZ-Chefredaktor Hugo Bütler 2003 am Jahreskongress des Verbands Schweizer Presse, stellvertretend für viele.³⁸

Dass das Anliegen der «Borderline-Journalisten» mit dem Einzug in die Leitmedien zugleich verwässert wurde, ist unbestritten. Die Gefahr besteht jedoch, dass die «Causa Kummer» und neuere Fälle wie jene des *New York Times*-Mitarbeiters Jayson Blair³⁹ oder des Berner Journalisten Lorenz Wolfers⁴⁰ zum Anlass genommen werden, die «Borderline» auf eine Faktenfrage zu reduzieren, alternative Formen medialer Vermittlung auszugrenzen und eine gleichsam natürliche Unvereinbarkeit von Literatur und Journalismus zu behaupten. Gerade in der Schweiz finden sich nicht wenige Autoren, die die «Gattungs-, Berufs- und Statusgrenzen von Journalismus und Literatur»⁴¹ mit Erfolg durchbrochen haben: «Über die gängigen journalistischen Standards hinaus profilieren sich derzeit [...] Dieter Bachmann, Al Imfeld, Erwin Koch, Jean-Rodolphe von Salis, Isolde Schaad und Laure Wyss, nebst Autoren wie Jürg Federspiel und Reto Hännly», schreibt Roger W. Müller Farguell im 1998 erschienenen «Text + Kritik»-Sonderband zur «Literatur in der Schweiz».⁴² Marco Meier ging Ende der Achtzigerjahre gar so weit, neben Niklaus Meienberg auch

³⁷ Wolf, Fritz: Grenzgänger. In: Freitag. Die Ost-West-Wochenzeitung, 30. Juni 2000.

URL: <http://www.freitag.de/2000/27/00271403.htm> (23.9.2005).

³⁸ Bütler, Hugo: Journalismus in Gefahrenzonen. Rede am Jahreskongress des Verbands Schweizer Presse, September 2003.

URL: <http://www.schweizerpresse.ch/de/veranstaltungen/Referat%20Hugo%20B%9Ftler.pdf> (23.9.2005).

³⁹ Russ-Mohl, Stephan: Der Fälscher und die «New York Times». Eine Nachlese zum Fall Jason Blair. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. November 2003, S. 62.

⁴⁰ Altwegg, Jürg: Das gefälschte Lebensgefühl. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. September 2003, S. 40.

⁴¹ Müller Farguell, Roger W.: Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): Literatur in der Schweiz. Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. München 1998. S. 157.

⁴² Ebd.

Jürg Federspiel und Hugo Loetscher als «Schweizer Vertreter des New Journalism» zu bezeichnen:

Im hiesigen Schreibwesen erfüllen sie alle gleicherweise als agile Grenzgänger zwischen Literatur und Journalismus die Aufgabe einer innovativen Provokation der erstarrten Fronten. Es geht von ihrem Schaffen seit über zehn Jahren sowohl für den Journalismus als auch für die Schweizer Literatur eine einmalige und wohltuende Provokation aus.⁴³

2.3 Akademische Abgrenzungsversuche

Wer in wissenschaftlichen Werken nach überzeugenden Antworten auf die Frage sucht, wie sich die beiden Bereiche voneinander abzugrenzen lassen, wird gemeinhin enttäuscht. Die gängigen Trennungsversuche sind nach wie vor geprägt von der traditionellen Denkfigur, die von einer hierarchischen Opposition zwischen Literatur und Journalismus ausgeht – mit ein Grund für den Publizistikprofessor Hannes Haas, von einer «missglückten Abgrenzungsarbeit» zu sprechen.⁴⁴ Michael Geisler Vorschlag, die Differenz zwischen literarischen und journalistischen Texten am Kriterium der «Aktualität» zu festzumachen⁴⁵, gehört ebenso dazu wie der einfältige Einfall von Ernst A. Rauter, zwischen «literarischen» und «journalistischen» Wörtern zu unterscheiden: «Literatur ist eine Ansammlung von Wörtern, die Erlebnisse schafft, weil sie Erlebnisse schaffen soll. Artikel sind eine Ansammlung von Wörtern, die informieren sollen», postuliert Rauter⁴⁶ und betreibt damit eine Ontologisierung der Sprache, die aus linguistischer Sicht unhaltbar ist.⁴⁷ Dabei steht fest: Eine sinnvolle Abgrenzung von Literatur und Journalismus kommt kaum ohne normative Setzung aus. Dazu gehört auch die Betonung der Fiktionalität, die bis heute als entscheidendes Trennungskriterium gilt.⁴⁸ In diesem Sinne argumentiert Siegfried Weischenberg, wenn er den Journalismus als funktional realitätsbezogen definiert und ihn damit von «alternativen Wirklichkeitsentwürfen» des Literatursystems abgrenzt.⁴⁹ Bei genauerer Betrachtung erscheint nun allerdings auch dieses Postulat problematisch, und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen kursieren in der Literaturwissenschaft verschiedene Literaturbegriffe, wobei keineswegs alle die Fiktionalität (bzw. Selbstreferenzialität) als Zulassungskriterium verstehen.⁵⁰

⁴³ Durrer / Lukesch (Hrsg.), Biederland und der Brandstifter, S. 146.

⁴⁴ Haas, Empirischer Journalismus, S. 99f/205.

⁴⁵ Erwähnt bei: Lorenz, Journalismus, S. 7.

⁴⁶ Rauter 1996, zit. nach: Lorenz: Journalismus, S. 8.

⁴⁷ Dazu: Fricke, Norm und Abweichung, S. 29f./43f.

⁴⁸ Holderegger (Hrsg.), Kommunikations- und Medienethik, S. 308.

⁴⁹ Weischenberg 1994, zit. nach: Lorenz: Journalismus, S. 10.

⁵⁰ Baasner, Rainer / Zens, Maria: Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung. 2. Auflage. Berlin 2001. S. 12f. Während der *normative* Literaturbegriff an der Fiktionalität als Zulassungskri-

Zum anderen führt die freiwillige Selbstbeschränkung zu «kontraproduktiven Effekten» und kollidiert mit der «Pflicht zur umfassenden Berichterstattung» – wie Pöttker einleuchtend darlegt:

Offenbar existieren in komplexen Gesellschaften [...] Themenfelder, die öffentlichkeitsbedürftig sind, die sich aber der journalistischen Faktenrecherche verschliessen und (fast) nur einer sinnverstehenden Imagination zugänglich sind, mit deren Hilfe die in den Randzonen dieser Felder mögliche Faktenwahrnehmung erweitert wird.⁵¹

Eine Ahnung davon, welche Chancen durch den strikten Ausschluss imaginativer Formen womöglich verbaut würden, vermittelt ein Artikel über den Gerichtsprozess gegen Saddam Hussein, den die *Weltwoche* Mitte Oktober 2005 veröffentlichte: Auf der Basis von Gesprächen mit engen Mitarbeitern Raghad Kamals, die als Tochter des irakischen Ex-Diktators die Verteidigung desselben organisiert, legt der Autor ein «fiktive[s] Plädoyer» vor, das einen aufschlussreichen Einblick in die Strategie der Verteidigung gewährt.⁵² Gelingen, weil aufschlussreich, war auch ein satirischer Beitrag aus der *Zeit* vom Dezember 1998: Auf der Titelseite veröffentlichte das Wochenblatt ein fiktives Gespräch zwischen dem eben gewählten Bundeskanzler Schröder und Helmut Kohl, der seinen Nachfolger schallend auslachte. Dass es sich dabei um eine Satire handelte, war offensichtlich, zumal der Text mit dem Namen des Autors gezeichnet war.⁵³ Weniger klar war dies im Sommer gleichen Jahres, als *Die Zeit* – ebenfalls auf der Titelseite, aber ohne Angabe des Verfassers – einen fiktiven Brief von Kanzlerkandidat Schröder publizierte, der das Image eines an Sachfragen im Grunde desinteressierten Populisten zu bestätigen schien.⁵⁴ In der Folge gelangten etliche Leserbriefe an die Zeitung, in denen ganz ernsthaft die Selbstdarstellung des Kandidaten bemängelt wurde.⁵⁵ Ein Beispiel, das zeigt, wo die Schranke – im Sinne Defoes – allenfalls zu setzen wäre: Dort, wo der Leser dazu verführt wird, das Fiktionale im Einzelnen für wirklichkeitsgetreu zu halten.⁵⁶

Fruchtbarer erscheint nun allerdings ein Ansatz, der im Grenzstreit bisher keine Beachtung gefunden hat: Das literaturtheoretische Modell von Norm und Abweichung, ein Konzept, das 1981 durch die gleichnamige Publikation von Harald Fricke seine wesentlichen

terium festhält, tragen der *pragmatische* und der *deskriptive* Literaturbegriff jener Ausweitung des Gegenstandsreiches Rechnung, die durch den «scientific turn» Mitte der Sechzigerjahre eingeleitet wurde. Vgl. Fricke, Harald: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur. München 1981, S. 102f.

⁵¹ Holderegger (Hrsg.), Kommunikations- und Medienethik, S. 312.

⁵² Heumann, Pierre: Keinen Deut Schlächter. In: *Weltwoche*, 13. Oktober 2005, S. 18-21.

⁵³ Buchsteiner, Jochen: Spätnachts, im Park des Kanzleramts. In: *Die Zeit*, 50/1998, o.S.

⁵⁴ Buchsteiner, Jochen: Anstelle einer Regierungserklärung. In: *Die Zeit*, 30/1998, o.S.

⁵⁵ Holderegger (Hrsg.), Kommunikations- und Medienethik, S. 315f.

⁵⁶ Holderegger (Hrsg.), Kommunikations- und Medienethik, S. 311.

Konturen erhalten hat. Fricke Grundthese, dass sich Literatur im Sinne poetischer Sprachverwendung durch eine funktionelle Verletzung sprachlicher Normen auszeichnet⁵⁷, lässt sich auch bei der Abgrenzungsfrage gewinnbringend einsetzen. Denn dadurch erscheinen Literatur und Journalismus als zwar eigenständige, aber zugleich offene Bereiche, in denen auch Mischformen ihren Platz finden: Als journalistische Literatur, die sich der «praktische[n]»⁵⁸, normierten Sprache bedient oder als literarischer Journalismus, der die Sprache «poetisch» verwendet, das heisst, sprachliche Normen bewusst verletzt, um seine Wirkung zu entfalten.⁵⁹ Der Vorteil des Modells liegt auf der Hand: Konsequenter angewendet, erlaubt es nicht nur eine theoretische Klärung des Grenzstreits, sondern auch eine praktische Prüfung von Texten, deren Status nicht unmittelbar zu Tage tritt. Jene von Niklaus Meienberg zum Beispiel, der im Zentrum der folgenden Ausführungen steht.

3. Das Ganze ist das Wahre – Meienberg als «grand reporter»

3.1 Prosaischer Prolog

Die akademische Forschung hat sich bezüglich Meienbergs Werk bisher nicht gerade durch produktive Rastlosigkeit hervorgetan. Was die Medienwissenschaft betrifft, so kommt man kaum umhin, von einer anhaltenden Nichtbeachtung zu sprechen. Der bekannteste und wohl auch umstrittenste Schweizer Journalist der Nachkriegszeit hat in der sozialwissenschaftlich grundierten Disziplin bisher keinerlei Spuren hinterlassen. Wer nach einschlägigen Studien oder Aufsätzen sucht, findet eine kraftlos-gähnende Leere vor.

Als erstaunlich produktiv hat sich dagegen die Literaturwissenschaft erwiesen: Fast ein Dutzend Untersuchungen und Essays sind bisher verfasst worden; einige davon haben ihren Weg auch an die Öffentlichkeit gefunden. Reto Caluoris Studie zum «intellektuellen Engagement» des Autors⁶⁰ und sein Aufsatz über den Briefwechsel mit Otto F. Walter⁶¹ gehören dazu, ebenso die vergleichende Untersuchung von Judith Ricker-Abderhalden zu Meienberg und Wallraff⁶² und der bereits zitierte Essay von Roger Müller Farguell über

⁵⁷ Fricke, Norm und Abweichung, S. 84-88.

⁵⁸ Fricke, Norm und Abweichung, S. 102.

⁵⁹ Fricke, Norm und Abweichung, S. 103.: «Poetisches kommt nicht nur in der Poesie vor – aber in aller Poesie kommt Poetisches vor. Und es gibt nichts anderes, was in aller Poesie vorkäme.»

⁶⁰ Caluori, Reto: Niklaus Meienberg. «Ich habe nicht im Sinn, mich auf schweizerische Gutmütigkeit einzulassen». In: Birrer, Sibylle (et al.): Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich 2000, S. 187-236.

⁶¹ Caluori, Reto: Vom literarischen Stoff zum Konfliktstoff. Der Briefwechsel zwischen Niklaus Meienberg und Otto F. Walter. In: Entwürfe. Zeitschrift für Literatur 9, 2000, Heft 24, S. 51-63.

⁶² Ricker-Abderhalden, Judith: Niklaus Meienberg: der Günter Wallraff der deutschen Schweiz? In: Acker, Robert / Burkhard, Marianne (Hrsg.): Blick auf die Schweiz. Zur Frage der Eigenständigkeit der Schweizer

den literarischen Journalismus bei Meienberg und Loetscher.⁶³ Das letztgenannte Thema findet sich auch in einigen Arbeiten studentischer Provenienz, die bisher unveröffentlicht geblieben sind, darunter die Freiburger Lizentiatsarbeit von Rolf Lussi⁶⁴ und die schon etwas ältere, aber keineswegs veraltete Berner Diplomarbeit von Walter Niederberger.⁶⁵ Ebenfalls aus Bern stammt die Lizentiatsarbeit *Niklaus Meienberg als Flaneur* von Bernhard Zesiger, der den zweiten Gedichtband *Geschichte der Liebe und des Liebäugelns* nach intertextuellen Bezügen abgesehen hat.⁶⁶ Zu erwähnen ist schliesslich der beherzt begonnene, inzwischen leider abgebrochene Versuch der Germanistin Beatrice Schmid (Uni Lausanne), Meienbergs Oeuvre dissertierend beizukommen.

3.2 Publizistisches Profil

Wer sich die Mühe macht, Meienbergs Werke nach publizistischen Selbstbekenntnissen abzuklopfen, wird reichlich belohnt. Man findet sie in Interviews und Streitgesprächen ebenso wie in Rezensionen und Reportagen, dort nicht selten verkapt und kaschiert, aber deutlich genug, um ein Profil zu destillieren, das wesentliche Facetten seiner publizistischen Grundhaltung enthält. Eine Haltung, die sich im Verlauf seiner Tätigkeit zweifellos veränderte und spätestens in den Achtzigerjahren zunehmend resignative Züge annahm: «Man ist als Schreibender nichts wert, höchstens ein Unterhaltungswert [...]. Wenn man schlecht schreibt, wird man nicht gelesen, wenn man gut schreibt, gilt man als unseriös. Jeder Metzgermeister hat mehr Einfluss und Sozialprestige», bilanzierte er wenige Wochen vor seinem Suizid.⁶⁷

Von solch elegischen Tönen war Meienberg Mitte der Sechzigerjahre noch weit entfernt. Um mit den Recherchen für seine geplante (schliesslich abgebrochene) Dissertation über Charles De Gaulle zu beginnen, übersiedelte er im Mai 1966 nach Paris, wo er innert Kürze zahlreiche Artikel verfasste und sich als freier Korrespondent der *Weltwoche* akkreditie-

Literatur seit 1970. Reihe: Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik. Band 22. Amsterdam 1987, S. 155-173.

⁶³ Müller Farguell, *Literarischer Journalismus*, S. 157-169.

⁶⁴ Lussi, Rolf: *Zwischen Journalist und Dichter: Niklaus Meienberg und die Reportage als literarisches Genre*. Lizentiatsarbeit, Freiburg 2001. Veröffentlicht unter: URL:

http://www.meienberg.ch/fileadmin/Meienberg/_dokumente/_studienmaterial/Liz-Arbeit_Lussi.pdf (10.10.2005)

⁶⁵ Niederberger, Walter: «Fiktion und Realität nähern sich gegenseitig». Untersuchung zur literarischen Reportage an Beispielen von Niklaus Meienberg und Jürg Federspiel. Lizentiatsarbeit, Bern 1984.

⁶⁶ Zesiger, Bernhard: *Niklaus Meienberg als Flaneur*. Intertextualität in der *Geschichte der Liebe und des Liebäugelns*. Lizentiatsarbeit, Bern 1998.

⁶⁷ Meienberg, Niklaus: Ein paar Gründe für das Aufhören. Fax an Alexander J. Seiler vom 19.8.1993, zit. nach: Fehr, Marianne: *Meienberg. Lebensgeschichte des Schweizer Journalisten und Schriftstellers*. 3. Auflage. Zürich 1999, S. 491.

ren konnte.⁶⁸ Hier vollzog sich die erstaunliche Wandlung vom katholisch-konservativen Junghistoriker zum engagierten Schreiber, der die Mai-Unruhen journalistisch begleitete und jene publizistischen Strategien entwickelte, die ihn Jahre danach zum streitbaren «Starjournalisten» avancieren liessen: Eine frappierende Mixtur aus Poesie und Polemik, geprägt vom aufklärerischen Furor, die Kennzeichen der Macht zu entblößen und den Machtlosen «eine Stimme» zu geben; mit einer farbigen, mal kraftvoll-kämpferischen, mal fast schon zärtlichen Sprache, die selbst im gegnerischen Lager auf Anerkennung stiess.⁶⁹ «Er sucht immer die adäquate Sprache für sein Thema», schrieb Meienberg Mitte der Siebzigerjahre über den französischen Journalisten Jean Lacouture.⁷⁰ Ein programmatisches Prinzip, das er sich ebenso zu eigen machte wie jenes andere, das er gleich zu Beginn des Textes formulierte:

Ein «grand reporter» will die *ganze Wirklichkeit mitbringen*, er akzeptiert die Aufsplitterung der Welt in einzelne Rubriken nicht (Kultur, Wirtschaftsteil, Politik etc.), er will totalisieren, wie Sartre das nennt. Er schreibt so gut, dass die besten «grands reportages» mit so viel Lust gelesen werden wie die sogenannte Literatur. (In Frankreich gilt ein Journalist nicht als unpräzise oder unseriös, weil er den Leser anspannt und vibrieren lässt, im Gegenteil; und ein dumpfer Stil ist dort noch kein Symptom für Qualität.)⁷¹

Es war nicht der erste Seitenhieb gegen die deutschsprachige Journalistenzunft. Mit einer guten Portion Ironie hatte er sich zuvor bereits über die «unermüdliche Faulheit» vieler Frankreich-Korrespondenten mokiert, die «einfach zu bequem oder schüchtern [sind], um in die Fabriken, zu den Bauern, in die Provinz zu gehen, in die politischen Veranstaltungen, in die Gerichtssäle, wo ihnen jeden Tag Anschauungsunterricht geboten wird.»⁷² Stattdessen sässen sie, so Meienberg, in ihren Büros und fassten französische Zeitungen zusammen, ohne zu bemerken, «dass ihr Koordinatensystem die wichtigsten Fakten eliminiert [...]. Sie haben ein für allemal ihren objektiven und gepolsterten Standpunkt [...] und betrachten von hoher Warte die hohe Politik.»⁷³ Meienberg dagegen, der noch wenige Jahre zuvor für die *NZZ* einen staubtrockenen Text über die *Studentenbewegungen in Frankreich* verfasst hatte⁷⁴, wollte als Grossreporter «die ganze Wirklichkeit» aus jenem Land

⁶⁸ Fehr, Meienberg, S. 125-146.

⁶⁹ Vgl. etwa: Breitenstein, Prinzip Anekdote, o.S.

⁷⁰ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 137. Ähnliche Aussagen Meienbergs finden sich in: Meienberg, Niklaus / Walter, Otto F.: «Vorschlag zur Unversöhnlichkeit». Gespräch zwischen Niklaus Meienberg und Otto F. Walter. In: WoZ (Hrsg.): Vorschlag zur Unversöhnlichkeit. Dokumentation zur Realismusdebatte im Winter 1983/84. Zürich 1984, S. 60.

⁷¹ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 136.

⁷² Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 11.

⁷³ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 12.

⁷⁴ Abgedruckt in: Stillhard, Christof: Meienberg und seine Richter. Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber. Zürich 1992, S. 93-96.

mitbringen, «dass so unablässig so subversive Themen anbietet.»⁷⁵ Bis im Februar 1973 publizierte er fast sechzig Texte zu französischen Themen und legte lange Interviews mit Geistesgrößen wie Michel Foucault oder Grosspolitikern wie François Mitterrand vor.⁷⁶ Doch die Schweizer Leserschaft liess sich nicht «vibrieren»: «Bald musste er feststellen, dass diese aufwendigen Stücke ziemlich echolos über die Bühne gingen und kaum je eine Debatte provozierten», hielt er Jahre später fest.⁷⁷

Zur gewünschten Debatte kam es erst, als er seine publizistischen Ideen an der «Heimatfront» erprobte. Mit seinen Reportagen aus der Schweiz gelang es ihm zu Beginn Siebzigerjahre, gleichsam eine doppelte «Marktlücke»⁷⁸ zu füllen: Eine politische, indem er die Schweiz zum Reportagen-Thema machte und als einer der ersten an der gewisselten Fassade zu kratzen begann. Aber auch eine publizistische, indem er sich forsch über die damals noch vorherrschenden Objektivitäts-Prinzipien hinwegsetzte und einen stilistischen Esprit verbreitete, der manchen geradezu als «Offenbarung»⁷⁹ erschien. Das eben gegründete *Tages-Anzeiger Magazin (TAM)* wurde zur Plattform des Autors, er selbst zum Aushängeschild der einzigartigen Publikation, die mit ihrer kunstvollen Aufklärungspublizistik den Aufschwung des Magazin-Journalismus vorwegnahm und die Renaissance der Reportage mitverantwortete.⁸⁰ «Das Magazin war eine ganz tolle Sache. Und wenn es einen Magazinschreiber gegeben hat, dann war es Meienberg. Das hatte etwas fast Symbiotisches. Das Magazin wäre nicht dasselbe gewesen ohne Meienberg und Meienberg nicht derselbe ohne das Magazin. Er hätte nirgendwo anders eine Plattform gefunden, wo er solche Reportagen – in dieser Länge und von diesem Gewicht – hätte schreiben können», erzählte Peter Bichsel der Journalistin Marianne Fehr.⁸¹ Meienberg selbst hat die Zusammenarbeit mit der TAM-Redaktion stets als vorbildlich bezeichnet⁸², auch wenn sie – wie im Fall der abgelehnten Olympia-Reportage⁸³ – nicht ohne atmosphärische Störungen verlief. In seinem *Kurzen, offenen Brief zum Abschied* rühmte er 1982 das «Zusammenspiel von Text, Ästhetik, Sensibilität, Wissenschaft und klarer, aber nicht plumper, politischer Aussage»

⁷⁵ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 13.

⁷⁶ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 98-112/118-136.

⁷⁷ Meienberg, Niklaus: St. Galler Diskurs bei der Preisübergabe. In: Ders.: Reportagen 1. Ausgewählt und zusammengestellt von Marianne Fehr, Erwin Künzli und Jürg Zimmerli. Zürich 2000, S. 88.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Fehr, Meienberg, S. 8

⁸⁰ Vgl. Meier, Oliver: Zwischen Relevanz und Trash. Das «Magazin» wird 35. In: Medienheft, 7. Februar 2005. URL: http://www.medienheft.ch/kritik/bibliothek/k23_MeierOliver.html (28.9.2005).

⁸¹ Fehr, Meienberg, S. 165.

⁸² So etwa in seiner *Leichenrede für den Journalisten Peter Frey*: Meienberg, Reportagen 1, S. 15-21.

⁸³ Stillhard, Meienberg und seine Richter, S. 15/100.

und hielt fest: «Das Ganze war eine Kunst, lieber Peter Frey, Eure Kunst und ein journalistisches Erlebnis, an dem ich mich immer orientieren möchte.»⁸⁴

Das bedeutendste Produkt dieses «Zusammenspiels» fand im August 1973 erstmals seinen Weg in die Öffentlichkeit: Meienbergs historische Reportage über Ernst S., dem ersten von siebzehn sogenannten Landesverrättern, die während dem Zweiten Weltkrieg hingerichtet wurden.⁸⁵ Die erweiterte Fassung und der gemeinsam mit Richard Dindo produzierte Dokumentarfilm lösten Mitte der Siebzigerjahre eine hysterische Debatte aus, die nur vor dem Hintergrund des unkritischen Selbstbildes zu erklären ist, das sich die Schweiz im Verlauf des Kalten Kriegs angeeignet hatte.⁸⁶ Wie in keinem anderen Text zuvor gelang es ihm, die propagierte Union von «Ästhetik», «Wissenschaft» und «politischer Aussage» in die Tat umzusetzen, in einer Weise, die nicht nur inhaltlich, sondern auch formal als Provokation erscheinen musste. Meienbergs Identifikation mit Ernst S.⁸⁷, sein Vorwurf der Klassenjustiz und die Speerspitzen gegen bürgerliche Bezirke (Armee, Wirtschaft etc.), trugen ihm das Image des «Nestbeschmutzers» und linken Klassenkämpfers ein⁸⁸ – Etiketten, mit denen er allerdings wenig anzufangen wusste: «Klassenkampf findet für mich in der Sprache statt, aber das Wort <Klassenkampf> würde ich ungern brauchen. [...] Wenn man Klassenkampf machen will und hat zwar die richtigen Ansichten, aber in der Sprache selbst findet nichts statt, dann votiere ich im Zweifelsfall für Proust gegen Wallraff», sagte er 1984 im Gespräch mit Otto F. Walter.⁸⁹ Und was er zehn Jahre zuvor über Lacouture schrieb, nahm er – einmal mehr – auch für sich in Anspruch:

Ein gründlicher Beobachter wird radikal, wenn er an die Wurzel der Dinge gerät. Lacouture ist immer empirisch-induktiv vorgegangen, vom Besonderen zum Allgemeinen, ohne deswegen ein Positivist zu werden. «Objektiv» war er deshalb noch nicht, er hat immer Kategorien im Kopf gehabt, aber das waren anfangs ziemlich einfache, nicht-marxistische Kategorien: Gerechtigkeit, Solidarität mit den Unterdrückten.⁹⁰

Das ist nun allerdings mehr als ein «linker Gesinnungsjournalismus», mehr als ein naives Realismus-Konzept, das Andreas Breitenstein – verführt durch eine Rollenrede Meienbergs⁹¹ –

⁸⁴ Meienberg, Niklaus: Kurzer, offener Brief zum Abschied. In: Ders: Vorspiegelung wahrer Tatsachen. Zürich 1983, S. 231.

⁸⁵ Meienberg, Niklaus: Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S. Zürich 1992, S. 7.

⁸⁶ Vgl. Kreis, Georg: Niklaus Meienberg nach 25 Jahren: Ein Kommentar zu einem Kommentar. In: Traversse. Zeitschrift für Geschichte 7, 2001, Heft 1, S. 35-43.

⁸⁷ Als Kulmination erscheint in diesem Zusammenhang Meienbergs Ausruf «Salut et Fraternité, Ernst!». Vgl. Meienberg, Erschiessung des Landesverrätters, S. 55.

⁸⁸ Stillhard, Meienberg und seine Richter, S. 33-37.

⁸⁹ WoZ (Hrsg.), Vorschlag zur Unversöhnlichkeit, S. 60.

⁹⁰ Meienberg, Reportagen aus Frankreich, S. 138.

⁹¹ In einem fiktiven, kurz nach dem Publikationsverbot beim *Tages-Anzeiger* erschienenen «Gerichtsprotokoll» antwortete der Angeklagte NM auf die Frage des Richters «Sie geben also zu, links zu sein, und gar

Jahre später zu erkennen glaubte.⁹² Meienberg war sich seines subjektiven Standpunktes nicht nur bewusst, er setzte ihn bewusst ein, als Regisseur, der die recherchierten Fakten effektivvoll inszenierte, ohne sie mit schlichten Meinungen und Thesen zu drapieren. Ein Prinzip, das in der Landesverräter-Reportage konsequent zur Anwendung gelangte: «Insgesamt sind hier Techniken der Montage mit mündlicher Überlieferung in direkter und kommentierender Rede derart zur Faktenerzählung verflochten, dass der simplen Leitfrage <Was wissen wir über Ernst S., und woher?> im Genre der Reportage vollauf Genüge geleistet wird», schreibt Roger W. Müller Farguell.⁹³ Durch die Montage einschlägiger Aussagen gelang es Meienberg nicht nur, Fakten und Meinungen zum Fall Ernst S. vorzuführen und gegeneinander auszuspielen. Er schrieb auch die Geschichte seiner Recherche als «Gedächtnisspur»⁹⁴ in den Text mit ein und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Sprache der Beteiligten, die er mitunter derart zur Selbstdarstellung trieb, dass sie die Grenze zur Selbstentlarvung überschritten. «Meienberg hat wohl wie kein anderer verstanden, auch hartnäckiges Leugnen kunstvoll beredt zu machen, indem er jeden Versprecher beim Wort nimmt.»⁹⁵

Meienbergs Montage-Methode ist zweifellos ein zentrales Merkmal des Textes, sie begründet aber nicht dessen Literarizität. Als Kriterium taugt sie ebenso wenig wie die von Farguell vorgebrachte, aber nicht weiter erklärte «literarisch vollzogen[e] Gedächtnisarbeits». ⁹⁶ Zur literarischen Reportage wird das Werk erst aufgrund der sprachlichen Normabweichungen, die nicht nur hier, sondern auch in vielen anderen Texten Meienbergs eine tragende Rolle spielen.⁹⁷ Dazu gehören neben verschiedenen Syntaxtypen und rhetorischen Figuren (Metaphern, Antonomasien, Neologismen, Figuren des Kontrasts etc.) auch zahlreiche Mundart-Ausdrücke und intertextuelle Bezüge, die jeweils sowohl eine *interne* als auch eine *externe* Funktion ausüben – zwei Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit von einer «poetischen Sprachverwendung» gesprochen werden kann.⁹⁸

Dass das Werk nicht primär in seiner literarischen Dimension wahrgenommen wurde⁹⁹, erstaunt nicht, wenn man bedenkt, welche Kriterien dafür gemeinhin ins Feld geführt werden.

klassenkämpferisch?» ziemlich unbedarft: «Ich nicht, aber die Wirklichkeit. Ich erfind ja nix, ich beschreibe nur.» Meienberg, Niklaus: Kurzer Prozess mit diesem Angeklagten. Selbstdarstellung in Form eines Dialogs: Sozusagen ein Protokoll des Gerichtsberichterstatters Niklaus Meienberg. In: National-Zeitung, 9. Oktober 1976, o.S., zit. nach: Stillhard, Meienberg und seine Richter, S. 23.

⁹² Breitenstein, Prinzip Anekdote, o.S

⁹³ Müller Farguell, Literarischer Journalismus, S. 165.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Vgl. die Ausführungen dazu im folgenden Kapitel.

⁹⁸ Fricke, Norm und Abweichung, S. 100.

⁹⁹ Stillhard, Meienberg und seine Richter, S. 28-40.

Meienberg bewegte sich hier – anders als in vielen anderen Reportagen¹⁰⁰ – nicht nur auf dem sicheren Boden der Faktizität. Durch den Einsatz von knapp neunzig Fussnoten gab er dem Text zudem ein wissenschaftliches Antlitz, das der verbreiteten Lehrmeinung zufolge keine poetischen Züge aufweisen konnte bzw. sollte. Eine Sichtweise, die der Autor keineswegs teilte. Anders als seine spröde Freiburger Lizentiatsarbeit (1969) über *De Gaulle und die USA von 1940-42* vermuten lässt, trat Meienberg für eine politisch engagierte Form der Geschichtsschreibung ein, die zugleich wissenschaftlich und literarisch sein sollte. Und damit stand er nicht alleine: «Ich messe dem Ausdruck, der Schreibweise einen grossen Wert bei – in meinem Fall, der Art und Weise, wie man Geschichte schreibt. Ich halte die Geschichtswissenschaft vor allem für eine Kunst, eine essentiell literarische Kunst», sagte der Historiker Georges Duby in seinen *Dialogues* mit dem Philosophen Guy Lardreau.¹⁰¹ Die Nähe zu Duby ist kein Zufall: In seinen ersten Pariser Jahren stiess Meienberg auch auf die Schriften der «Annales», einer Gruppe französischer Historiker, die sich als brillante Stilisten hervortaten und mit ihrer Konzeption einer umfassenden Kulturgeschichte («histoire totale») die Historiografie des 20. Jahrhunderts massgeblich beeinflussten.¹⁰² Die Betonung der Subjektivität und Fantasie¹⁰³, vor allem aber das Verständnis der Geschichte als literarische Gattung hat Meienberg von den «Annales» übernommen und zollfrei in die Schweiz importiert. Als schillerndes Credo, das er Ende der Achtzigerjahre wie folgt formulierte:

Der lebendige Stil resultiert [...] aus einer lustbetonten Rutengängerei, dem Aufspüren von schriftlichen, und, wie oft muss man's noch betonen, von *mündlichen* Quellen; er entsteht aus Anschauung und Widerspruch, vagabundierender Forscherlibido und Formulierungskraft; er wächst aus dem andern hervor, und wenn man das Forschen vom Formulieren trennt, wird er Stil frigid. Das wird er auch immer dann, wenn man nur noch von Strukturen schreibt und die Personen untergehen lässt, oder sie zu Marionetten der Strukturen macht.¹⁰⁴

Dass er damit viele aus der helvetischen Historikerzunft vor den Kopf stiess, ist bekannt und hinlänglich dokumentiert,¹⁰⁵ ebenso der auffallende Rezeptionswandel, der sich seither vollzogen hat.¹⁰⁶ Meienbergs Kritik an der etablierten Historiografie, die in den Texten

¹⁰⁰ Vgl. die Analyse im folgenden Kapitel.

¹⁰¹ Duby, Georges / Lardreau, Guy: *Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer. Frankfurt am Main 1982, S. 49.

¹⁰² Iggers, Georg G.: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*. 2., durchgesehene Auflage. Göttingen 1996, S. 41-50.

¹⁰³ Duby / Lardreau, *Geschichte und Geschichtswissenschaft*, S. 37-50.

¹⁰⁴ Meienberg, Niklaus / Tanner, Albert: *Kurzer Briefwechsel über Geschichtsschreibung*. In: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*, 1988, Heft 15, S. 111.

¹⁰⁵ Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 101-118. Kreis, Niklaus Meienberg, S. 35-43. Stillhard, *Meienberg und seine Richter*, S. 33-40.

¹⁰⁶ Meier, Oliver: *Der Historiker als «Dreckwühler»*. In: *Der kleine Bund*, 13. September 2003, S. 7.

1798 – *Vorschläge für ein Jubiläum*¹⁰⁷ und *Bonsoir, Herr Bonjour*¹⁰⁸ exemplarisch zum Ausdruck kommt, hielt ihn aber nicht davon ab, um deren Anerkennung zu buhlen: Die Fussnoten im Landesverräter-Text sind deshalb mehr als ein blosses «Relikt aus Meienbergs akademischer Geschichtsausbildung».¹⁰⁹ Wie die umfangreiche Quellendokumentation in *Die Welt als Wille & Wahn* (1987) zeugen sie vom Bemühen Meienbergs, dem tradierten Grundsatz der Nachvollziehbarkeit Genüge zu tun, ohne dem beargwöhnten «Mythos des objektiven Historikers» zu verfallen.¹¹⁰

Auch mit seinem Werk über die «Jumbofamilie» Wille¹¹¹, wusste er neuralgische Punkte zu treffen. Und das lag nicht nur an den brisanten Fakten, die – der breiten Öffentlichkeit zumindest – ein völlig neues, wenig schmeichelhaftes Bild des gefeierten «Soldaten-Erziehers» boten. Konsequenter noch als in seinem Buch über den gescheiterten Hitler-Attentäter Maurice Bavaud (*Es ist kalt in Brandenburg*), verfolgte er hier das Ziel, die «Gattungsbande von Reportage, Historiografiekritik und Roman» zu durchschneiden.¹¹² Dass er sich dabei auch in die Gefilde der Fiktionalität begab, brachte ihm von akademischer Seite harsche Kritik ein;¹¹³ das obwohl er seine Imaginationen auf das «stabil[e] Fundament von streng kritisierten Quellen» stellte und unmissverständlich deklarierte.¹¹⁴ Ein Prinzip, das er auch seinen anderen Texten zugrundelegte, ohne es konsequent einzuhalten.¹¹⁵ Folgt man Marco Meier, so liegt gerade darin ein wesentlicher Bezugspunkt zwischen Meienbergs Texten und den klassischen Reportagen des «New Journalism»: im «vergleichbare[n] Umgang mit der Fiktion, also [der] Freizügigkeit, Elemente in seinen Beschreibungen narrativ zu überdrehen.»¹¹⁶ Dass Meienberg der «freien Fiktion», die aus Sicht der Literaturwissenschaft als «eigentliche Fiktion» zu werten wäre, wenig abgewinnen konnte, bewies er spätestens im Herbst 1983: Unter dem Titel *Werkstattbesuch bei zwei hiesigen Subrealisten* veröffentlichte er in der *WochenZeitung* (WoZ) eine Doppel-Kritik von Thomas Koerfers Film *Glut* und Otto F. Walters Roman *Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht*, worin er sich gegen deren Methoden der Fiktionalisierung wandte:

¹⁰⁷ Meienberg, Reportagen 1, S. 302: «Aus den Universitäten kommt manchmal etwas Gründliches, aber kaum Lesbares: Arbeiten, mit denen der Verfasser sich die akademischen Sporen abverdient und dem Leser den Magen verdirbt.»

¹⁰⁸ Meienberg, Reportagen 1, S. 252-270.

¹⁰⁹ Müller Farguell, Literarischer Journalismus, S. 165.

¹¹⁰ Meienberg, Reportagen 1, S. 253.

¹¹¹ Meienberg, Niklaus: *Die Welt als Wille & Wahn. Elemente zur Naturgeschichte eines Clans*. Zürich 1987, S. 33.

¹¹² Müller Farguell, Literarischer Journalismus, S. 167.

¹¹³ Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 102-112.

¹¹⁴ Meienberg, *Wille & Wahn*, S. 7/16. Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 121.

¹¹⁵ Vgl. die Analyse im folgenden Kapitel.

¹¹⁶ Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 147.

Bei Walter & Koerfer hab ich dieses Gefühl (Gewissheit!), dass die Fiktion eine neue Wirklichkeit ist, nie, weil ihre Fiktionen der Wirklichkeit nicht zuerst aufs Maul geschaut haben, sondern willkürlich ins Blaue hinaus fiktioniert sind. Es sind mühsame Konstrukte, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehren, zurückgeblieben hinter der Realität, sub-realistisch statt, wie vermutlich angestrebt, mit einem Hauch von Sur-Realismus belebt.¹¹⁷

Meienbergs Einwurf stand am Beginn einer breit geführten «Realismusdebatte», in deren Verlauf sich die beiden Hauptkontrahenten auf der *WoZ*-Redaktion zu einem legendären, bleischweren Werkstattgespräch trafen, das im Stück *Meienbergs Tod* von Lukas Bärfuss aufs Schönste persifliert wird. Was der Autor in seiner Rezension süffisant auf den Punkt brachte, erfährt hier eine ausführliche Begründung, die viel über seine publizistische Grundhaltung verrät. Meienberg zeigt sich als «Dokumentarist», der von der Wirklichkeit gemeinhin derart «überfallen» wird, dass ihm die Fiktionalisierung der Stoffe gar nicht mehr nötig und auch kaum mehr möglich erscheint:

[Wenn] ich eine Situation dann *wirklich* sehe, wenn ich jemandem dann *wirklich* zuhöre oder zuschauen und versuche, mit logischer Fantasie in seine Haut hineinzudenken, dann wird die Geschichte, die ich im Moment erlebe, so viel wahnsinniger, als alles, was ich mir vorher vorgestellt habe, dass dann die Fiktion [...] für mich unwichtig wird. Wichtig wird dann die lebendige Geschichte, die entsteht, indem ich zuschauen und zuhöre. Ich komme deshalb gar nie dazu, eine grössere, zusammenhängende fiktionale Geschichte zu machen.¹¹⁸

«La réalité dépasse la fiction» – die Wirklichkeit ist stärker als die Phantasie: Dieser Einsicht ist Meienberg bereits bei seiner Landesverräter-Reportage gefolgt: «Die Geschichte des Ernst S. hätte ein Romanschriftsteller kaum erfinden können, man hätte ihm seine allzu blühende Phantasie vorgeworfen», schrieb er im Vorwort der Luchterhand-Ausgabe von 1977.¹¹⁹ Wie schwer sich Meienberg tat, den ästhetischen Furor für klassische Kunstformen aufzubringen, zeigt sein geplantes Theater-Projekt über die Geschichte der Familie Wille (Arbeitstitel: *Demokratie und Landesverrat*). Nachdem der erste Umsetzungsversuch Mitte der Siebzigerjahre noch primär an den einschlägigen Instanzen (Stadt Zürich & Verwaltungsrat des Neumarkt-Theaters) gescheitert war¹²⁰, musste der Autor beim zweiten Anlauf Ende der Achtzigerjahre vor sich selbst kapitulieren: «Bis dato habe ich nichts Brauchbares zustande gebracht; und das Rauschen der Flügel des Pegasus wird, so wie ich prognostizieren muss, auch bis Mitte August nicht erfolgen – für die erste Spielzeit kann ich also kein Wille-Stück liefern, was mich selbst am meisten mopst, aber nicht zu ändern ist», schrieb er in einem Brief an das Schauspielhaus Zürich.¹²¹ So gesehen hat der

¹¹⁷ *WoZ* (Hrsg.), Vorschlag zur Unversöhnlichkeit, S. 18.

¹¹⁸ *WoZ* (Hrsg.), Vorschlag zur Unversöhnlichkeit, S. 66.

¹¹⁹ Meienberg, Niklaus: Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S. Darmstadt 1977, S. 11.

¹²⁰ Fehr, Meienberg, S. 232ff.

¹²¹ Brief an Gerd Heinz, Schauspielhaus Zürich, vom 20. Juli 1989, zit. nach: Fehr, Meienberg, S. 399.

Schweizer Literaturpapst Peter von Matt gewiss nicht Unrecht, wenn er Meienberg primär als «politischen Journalisten» sieht, der – wie Heine – zwar mit einer Fülle von «Bildern» und «literarischen Mitteln» aufwarten konnte¹²², der aber nicht über die nötige Imaginationskraft verfügte, um Romane und Theaterstücke zu schreiben: «Das war nicht seine Kunst. Man kann einem Pianisten nicht plötzlich eine Geige in die Hand drücken und sagen: «Du bist ein grosser Musiker, spiel jetzt Geige!», sagte von Matt der Meienberg-Biografin Marianne Fehr¹²³, um später anzufügen: «Er versuchte es verzweifelt, das hat ihm das Ende seines Lebens verbittert.»¹²⁴

Dass er sich trotzdem – und mit nicht geringem Erfolg – an anderen Instrumenten versuchte, beweisen seine beiden Lyrikbände, die er zu Beginn der Achtziger- bzw. Anfang der Neunzigerjahre publizierte. Bereits in den ersten Pariser Jahren hatte Meienberg unzählige Gedichte geschrieben und diversen Zeitungen und Verlagen zukommen lassen.¹²⁵ Doch erst 1976, kurz vor dem Abschluss seiner Recherchen über den gescheiterten Hitler-Attentäter Maurice Bavaud, nahm das Lyrikprojekt konkrete Züge an. In einem Brief an Otto F. Walter gab Meienberg bekannt, er wolle «jetzt ein anständiger Lyriker werden»: «Das Reportage-Schreiben (obwohl ich weiss, dass es politisch wichtig ist) fängt mir an zu stinken. Ich habe so ein Gefühl, in dieser Form könne ichs nicht mehr weiter bringen»¹²⁶ – eine Ansicht, die er später auch öffentlich vertrat.¹²⁷ Die «Erschöpfung der Form», die Wirren um den Landesverräter-Film und das ebenso überraschende wie bittere Publikationsverbot beim *Tages-Anzeiger* trugen wesentlich zu seinem Ansinnen bei, einen «anderen» Meienberg in die Öffentlichkeit zu tragen.¹²⁸

Der Gedichtband *Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge* (1981) löste diesen Anspruch allerdings nur bedingt ein. Zwar präsentierte sich der Autor in einer neuen Form, und durchaus auch in Hochform, inhaltlich blieb er seinem publizistischen Programm aber weitgehend treu: Meienberg übte sich nicht nur in der sprach- und ideologiekritischen Auseinandersetzung mit einschlägigen Autoritäten, er bemühte sich auch um eine Wiederbelebung klassischer Autoren durch die Konfrontation mit zeitgenössischen Strukturen und

¹²² Matt, Peter von: «Meienberg war der wichtigste Kopf in der Bewegung des dokumentarischen Schreibens». Interview. In: Sonntags-Zeitung, 26. September 1993, S. 21.

¹²³ Fehr, Meienberg, S. 400.

¹²⁴ Matt, Peter von: Literatur = Klartext + Wetter. In: NZZ am Sonntag, 29. Februar 2004, S. 53.

¹²⁵ Fehr, Meienberg, S. 133.

¹²⁶ Brief an Otto F. Walter, zit. nach: Caluori, Vom literarischen Stoff zum Konfliktstoff, S. 54. Dort ohne Angabe des genauen Datums.

¹²⁷ Durrer / Lukesch (Hrsg.), Biederland und der Brandstifter, S. 203.

¹²⁸ Vgl. Meienberg, Reportagen 1, S. 88-93.

Repräsentanten der Macht.¹²⁹ Dabei wurde er seinem Ruf als Grenzgänger einmal mehr gerecht: Indem er klassische Werke ohne Nachweis unter die eigenen Gedichte mischte, begab er sich bewusst in die Nähe des Plagiats. Ein Vorgehen, das er im Rückgriff auf den berühmten Plagiator Bertolt Brecht ebenso originell wie einleuchtend verteidigte.¹³⁰

Wo aber blieb der «andere», «eigentliche» Meienberg, dessen Nichtbeachtung er 1990 in seiner St. Galler Preisrede so wortreich beklagte?¹³¹ Sicher nicht im gleichnamigen Elaborat seiner Ex-Geliebten Aline Graf.¹³² Vielleicht aber in einigen seiner letzten Texte, die er in Buchform veröffentlichte, in *Verschiedene Heimaten* zum Beispiel, wo die Polemik der Poesie vollends zum Opfer fällt. Vielleicht auch in Gedichten wie *Jardin du Luxembourg*, *Elegie über den Zufall der Geburt* oder *By the Rivers of Babylone*, das er selbst als «Suizid-Gedicht» bezeichnete.¹³³ Ganz sicher aber in seiner filigranen Liebeslyrik, die der zweite Gedichtband versammelt und die wohl am deutlichsten das gescheiterte Anliegen zum Ausdruck bringt, das Meienberg Anfang der Neunzigerjahre formulierte: «Ich möchte nicht als der wildwütige Berserker in die CH-Journalistengeschichte eingehen, als der ich in gewissen Kreisen gelte.»¹³⁴

3.3 Feldforschung: Jo Siffert (1936-1971)

Anfang Februar 1972 publizierte Meienberg im *Magazin des Tagesanzeigers* seine erste «Reportage aus der Schweiz»: *Jo Siffert (1936-1971)*, ein schillernder Text über den berühmten Freiburger Rennfahrer, der drei Monate zuvor in Brands Hatch erst die Herrschaft über seinen Wagen, dann über sein Leben verloren hatte und zu Grabe gefahren werden musste. Meienbergs Absicht, den «vorbildlichen Seppi [...] im Zusammenhang» zu betrachten und «eingebettet» in seine Umgebung zu präsentieren¹³⁵, war von einer Überzeugung geleitet, die nicht wenige seiner späteren Werke grundierte: Dass Personen, Ereignisse und soziale Strukturen sich gegenseitig erhellen; dass sich das Allgemeine nur aus dem Konkreten, Vor-Bildlichen destillieren lässt.¹³⁶ Die Intention des Verfassers kommt in der Textgestalt deutlich zum Ausdruck: Nach einer längeren Eingangspassage,

¹²⁹ Ausführlich dazu: Meier, Oliver: Poesie als Protest. Intertextuelle Bezüge in Niklaus Meienbergs Gedichtband *Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge*. Seminararbeit, Freiburg 2005.

¹³⁰ Meier, Poesie als Protest, S. 21-27.

¹³¹ Meienberg, Reportagen 1, S. 87-93.

¹³² Graf, Aline: *Der andere Meienberg. Aufzeichnungen einer Geliebten*. Zürich 1998.

¹³³ Fehr, Meienberg, S. 458.

¹³⁴ Brief an Christof Stillhard, 15. Januar 1992, zit. nach: Fehr, Meienberg, S. 472.

¹³⁵ Meienberg, Niklaus: *Jo Siffert (1936-1971)*. In: Ders.: *Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch*. Zürich 1986, S. 89.

¹³⁶ Vgl. etwa: *WoZ* (Hrsg.), *Vorschlag zur Unversöhnlichkeit*, S. 62. Fehr, Meienberg, S. 196.

die prologartig das Vorhaben umreisst und die Umstände von Sifferts Tot in Erinnerung ruft, entwirft Meienberg ein Sittengemälde, eine Art Sozialgeographie der Stadt Freiburg, die knapp einen Drittel des gesamten Textes einnimmt. Der Frankreich-Vergleich im folgenden Zwischenabschnitt ist die eigentliche Schnittstelle des Werks: Hier verklebt Meienberg seine «Abconterfactur»¹³⁷ der Stadt mit dem Siffert-Mythos und leitet über zu den persönlichen Aussagen («Teilansichten») aus dem Umfeld des Rennfahrers, die ebendiesen Mythos unterlaufen sollen: «[Genau] wie bei de Gaulle ist auch bei Jo Siffert die Realität nur noch schwer von der Legende zu unterscheiden. Aber einige Lebensdaten kann man im jetzigen Stadium der Mythenbildung doch noch festhalten.»¹³⁸ Die folgenden Abschnitte lösen diesen Anspruch ein: Präsentiert werden sechs biografisch, zum Teil auch szenisch untermalte Zeugnisse, die Sifferts Leben und Nachleben perspektivisch beleuchten, nicht ohne selbst beleuchtet zu werden: «Der Logiker und Philosophiegeschichtler, Hegel-Kenner und Antikommunist [...], welcher in Freiburg eingebürgert wurde, der scharfdenkende Bochenski hat am Siffert-Kult nichts zu kritisieren», schreibt Meienberg über den polnischen Gelehrten Joseph Maria Bochenski, der mit Siffert offenbar befreundet war.¹³⁹ Im Schlussteil greift der Autor auf Zeugnisse ganz anderer Art zurück: Nach einer ebenso knappen wie pointierten Rekapitulation von Sifferts Werdegang legt er acht Exzerpte aus Schüleraufsätzen vor, die im Dezember 1971 zum Thema verfasst wurden: «Am Freitagmorgen war die Beerdigung des tödlich verunglückten Jo Siffert. Sie beerdigten ihn auf dem Friedhof in St. Lonard», heisst es in einem einschlägigen Ausschnitt.¹⁴⁰

Handelt es sich bei Meienbergs Text um eine Reportage, womöglich gar um eine literarische? Die Antwort liegt keineswegs auf der Hand, auch wenn das Werk im Sammelband «Reportagen aus der Schweiz» erschienen ist. Rolf Lussi nennt in seiner Lizentiatsarbeit diverse Beispiele von Texten Meienbergs, die gemeinhin als Reportagen bezeichnet werden, obwohl sie nichts oder kaum etwas mit dieser Gattung zu tun haben.¹⁴¹ Als Grundlage dient dem Autor eine handfeste Definition, die sich auch im vorliegenden Fall gewinnbringend einsetzen lässt, sofern man das allzu restriktiv gefasste Kriterium «direkte Rede» durch eine weitergehende Bestimmung ersetzt, die das Kriterium «indirekte Rede» mit einschliesst:

¹³⁷ Meienberg, Heimsuchungen, S. 89.

¹³⁸ Meienberg, Heimsuchungen, S. 95.

¹³⁹ Meienberg, Heimsuchungen, S. 104.

¹⁴⁰ Meienberg, Heimsuchungen, S. 105.

¹⁴¹ Lussi, Zwischen Journalist und Dichter, S. 37-40.

Die (literarische) Reportage ist ein nicht-fiktionaler Text in Prosaform mit Aktzeitindizes

und

[direkter und/oder indirekter] Rede

und

detaillierter Deskription

und

Zahlenangaben oder zitiertem Dokumentationsmaterial

und (für die **literarische** Reportage zusätzlich mit)
sprachlichen Normabweichungen mit Funktion.¹⁴²

Prüft man den Siffert-Text auf der Basis dieser Definition, so scheinen die Bedingungen für die Zuordnung zur Reportage allesamt erfüllt: Aktzeitindizes, die gemeinhin viel zur Unmittelbarkeit des Geschilderten beitragen¹⁴³, finden sich zwar nur wenige, zumal wesentliche Teile des Textes der Vergangenheit gewidmet sind und auch entsprechend präsentiert werden. In den szenischen Passagen des Hauptteils, wo sie wiederholt zum Einsatz kommen, tragen sie aber viel zur Unmittelbarkeit der Zeugnisse bzw. von Meienbergs Schilderungen bei: «Alois Siffert raucht dicke Zigarren, fährt Mercedes und packt mich zur Bekräftigung seiner Aussagen immer wieder am Arm.»¹⁴⁴

Wichtiger und auch zahlreicher sind die Redeformen, die im Hauptteil verwendet werden: Während Meienberg die drei ersten Zeugnisse sowie die Aussagen von Yvette P. auf «klassische» Weise, d.h. durch eine alternierende Verknüpfung von direkter, indirekter und erzählter Rede präsentiert, greift er beim Karoseriespengler und beim «Hochleistungsphilosophen» auf ungewohnte Formen zurück: In beiden Fällen setzt sich der Autor als Vermittlungsinstanz vorübergehend ausser Kraft, indem er die Aussagen als autonome direkte Figurenrede¹⁴⁵ vergegenwärtigt und dabei selbst auf die distanzierenden Anführungszeichen verzichtet: «Die Rennfahrer geben ihr Leben hin für die normalen Autofahrer: all die technischen Verbesserungen, die wir ihnen zu verdanken haben!», heisst es im Abschnitt über Bochenski.¹⁴⁶ Frangis Aussagen werden gar gänzlich ohne Anführungszeichen vorgelegt, in einem parataktischem Stil, der zudem elliptische Züge trägt:

Ich war meinen Lehrlingen eine Art Vater. Die waren so unkultiviert. Musste ihnen beibringen, dass man das Messer in der rechten und die Gabel in der linken Hand hält. War streng, aber ge-

¹⁴² Lussi, Zwischen Journalist und Dichter, S. 32.

¹⁴³ Aktzeitindizes sind laut Heinz-Helmut Lüger bestimmte Ausdrücke bzw. Temporalformen, die es dem Rezipienten ermöglichen, einen Text so zu lesen, «als ob das Geschehen in unmittelbarer zeitlicher Nähe stattgefunden hätte bzw. gerade stattfindet.» Lüger, Heinz-Helmut: Journalistische Darstellungsformen aus linguistischer Sicht. Untersuchungen zur französischen Presse mit besonderer Berücksichtigung des «Parisien libéré». Freiburg i.Br. 1977, S. 78, zit. nach: Lussi, Zwischen Journalist und Dichter, S. 9.

¹⁴⁴ Meienberg, Heimsuchungen, S. 98. Weitere Beispiele: S. 95f./103f.

¹⁴⁵ Zum Begriff: Martinez, Matias / Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. 3. Auflage. München 2002, S. 51.

¹⁴⁶ Meienberg, Heimsuchungen, S. 104.

recht. Habe gewusst, dass Siffert Schwarzarbeit macht, ließ ihn aber gewähren. Hat ein schönes Begräbnis gehabt, nur das von General Guisan hat mir noch besser gefallen. Hat mir 14 Tage vor seinem Tod noch das Du angetragen. Und immer, wenn ich ihm begegnete, grüßte er freundlich. Ist ein einfacher Mensch geblieben.¹⁴⁷

Als geradezu exemplarisch erweist sich der Siffert-Text in Bezug auf die übrigen Kriterien, die Lussi in seiner Definition aufführt: Die Zwischenpassage vor dem Hauptteil, der Hauptteil selbst, vor allem aber Meienbergs Porträt der Stadt Freiburg, das munter zwischen Vergangenheit und Gegenwart oszilliert, enthalten viele präzise, atmosphärisch dichte Beschreibungen, die dem Kriterium der «detaillierten Deskription» vollauf Genüge tun. Dasselbe gilt für die dokumentarischen Hintergrundinformationen, die Lussi unter dem Begriff «Dokumentationsmaterial» subsumiert und ebenfalls zu den konstitutiven Elementen der Reportage zählt.¹⁴⁸ Dass sie auch zu den konstitutiven Elementen dieses Textes gehören, kommt in Meienbergs Strategie, Siffert «eingebettet in seine Familie, sein Quartier, seine Schule, seine Klasse und Religion» zu präsentieren¹⁴⁹, bereits deutlich zum Ausdruck. Im fünfseitigen Sittengemälde der Stadt, das sowohl schriftliche als auch mündliche Quellen einbezieht, wird dieser Hintergrund entsprechend ausgemalt und dokumentiert.

Damit sind nun wichtige Kriterien für die Zuordnung geklärt. Eine entscheidende Frage ist aber noch nicht beantwortet: Jene nach dem pragmatischen Status der Rede, die Lussi in seiner Definition eindeutig festlegt, wenn er von einem «nicht-fiktionalen Text in Prosaform» spricht. Die Frage stellt sich deshalb, weil Meienberg an einigen Stellen nachweislich «flunkert», d.h. mit Inhalten aufwartet, die prinzipiell keinen Anspruch auf Authentizität erheben können. Und das beginnt schon bevor der Text beginnt: Die vermeintliche Hegel-Sentenz «Das Ganze ist das Wahre», die Meienberg als Motto verwendet, lautet nämlich genau umgekehrt. In der Vorrede seiner berühmten *Phänomenologie des Geistes* schreibt Hegel: «Das Wahre ist das Ganze. Das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen.»¹⁵⁰ Wie stark die Modifikation Hegels Aussage inhaltlich verändert, darüber lässt sich streiten. Dass Meienberg das «Falschzitat» bewusst gesetzt hat, ist aber anzunehmen; schliesslich hat er sich an anderer Stelle ebenfalls, wenn auch weit subtiler, an einem Autor «vergriffen»: «Also immer noch: ‹Freiburg, das Schweizer Rom, Pfaff an Pfaff und Dom an Dom›, wie Gottfried Keller sagte? Nicht mehr ganz», schreibt der Autor nachdem er die Stadt Freiburg und ihre Universität als histori-

¹⁴⁷ Meienberg, *Heimsuchungen*, S. 101.

¹⁴⁸ Lussi, *Zwischen Journalist und Dichter*, S. 12f.

¹⁴⁹ Meienberg, *Heimsuchungen*, S. 89.

¹⁵⁰ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*. Vorrede und Einleitung. Mit einem Vorwort von Erhard Lange. Jena 1971, S. 16.

schen Hort des «nationalen und internationalen Katholizismus» vorgestellt hat.¹⁵¹ So schön die Worte klinge(l)n: Wer sich anschickt, den zitierten Satz in Kellers Werken zu suchen, tut dies vergeblich. Zwar taucht das Wort «Pfaff» beim bissigen Protestanten Keller nicht selten auf, zwar findet sich ein Gedicht von ihm, worin von einer «Pfaffengass'» im «römischen Reich» die Rede ist und wo die Dome sich tatsächlich reihen («Im Zwielicht raget Dom an Dom»)¹⁵², doch der Satz in seiner ganzen Pracht stammt aus der Feder Meienbergs, der Kellers Gedichte recht gut kannte und wiederholt in Dienst nahm, in einem Fall gar ohne die wahre Urheberschaft zu vermerken.¹⁵³

Meienberg liess es nicht bei «Falschzitaten» von grossen Dichtern und Denkern bewenden. Wie Marianne Fehr in ihrer Biografie festhält, sind auch die Schüleraufsätze keineswegs so verfasst worden, wie sie im Schlussteil des Siffert-Textes zitiert werden:

Die Primarlehrerin Verena Schöpfer hat ihm [NM] ein paar Aufsätze überlassen, die ihre Schüler und Schülerinnen nach dem Tode des Fribourger Volkshelden Siffert geschrieben hatten. Als sie diese Aufsätze im TAM-Magazin auszugsweise wiederfindet, stellt sie fest, dass einige abgeändert und mit orthografischen Fehlern versehen sind, die nicht den Originalen entsprechen.¹⁵⁴

Damit nicht genug: Was Meienberg in einer kurzen Passage von den «unvergeßliche[n] Menschen»¹⁵⁵ aus der Freiburger Unterstadt zu berichten weiss, ist nicht nur munter formuliert, sondern auch munter fabuliert: Eine leichenwaschende Sekundarlehrerin lebt(e) dort ebenso wenig wie ein Tristanforscher namens Jacob Fleischli, der sich (nomen est omen) in seiner Freizeit als Pferdemetzger betätigt haben soll; aber sehr wohl ein Studenten und Freund Meienbergs namens Fridolin Fischlin, der bereits zuvor in einem vulgären Gedicht verewigt worden war¹⁵⁶ und auf Meienbergs Fabulierlust mit Erstaunen regierte: Er halte die Vermischung von Wahrheit und Fiktion für problematisch, obwohl die Textpassage für Freiburg stimmig sei, hielt Fischli dem Autor gegenüber fest.¹⁵⁷ Eine Einrede, die Meienberg als «kleinlich» bezeichnete. Er habe verschiedene Personen in einer verdrichtet, und schliesslich sei dies die einzige halbfiktionale Passage, welche zudem durch einen Absatz gekennzeichnet sei, liess der Autor verlauten.¹⁵⁸

¹⁵¹ Meienberg, Heimsuchungen, S. 93.

¹⁵² Es handelt sich um das Gedicht «Frühgesicht», abgedruckt in: Keller, Gottfried: Gedichte in einem Band. Frankfurt am Main 1998, S. 160.

¹⁵³ Meienberg, Niklaus: Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge. Poesie 1966-1981. 2. Auflage. Zürich 1981, S. 34. Zu Meienbergs «geklautem» Keller-Gedicht vgl. Meier, Poesie als Protest, S. 22/25.

¹⁵⁴ Fehr, Meienberg, S. 177.

¹⁵⁵ Meienberg, Heimsuchungen, S. 94.

¹⁵⁶ Meienberg, Die Erweiterung der Pupillen, S. 146. Fehr, Meienberg, S. 170.

¹⁵⁷ Vgl. Fehr, Meienberg, S. 177.

¹⁵⁸ Ebd.

Der inkriminierte Abschnitt ist ein gutes Beispiel für Meienbergs Grundsatz, die Wirklichkeit erst zu «überhöhen» nachdem er ihr «aufs Maul geschaut hat» bzw. für seine oft angewandte Strategie, «ein chronistisch-journalistisch festgemachtes Faktum durch einen subtilen fiktiven Dreh noch besser offenzulegen» (Marco Meier).¹⁵⁹ Allerdings: Verglichen mit der «übernatürlichen Reportage» über den Papst-Besuch in Freiburg¹⁶⁰, die viele fiktionale Passagen enthält, ja den «Hyperrealismus» geradezu auf die Spitze treibt¹⁶¹, nimmt sich der fiktionale Abschnitt und mit ihm der Siffert-Text als Ganzes fast schon harmlos aus. Das aber heisst auch: Wenn Lussi in seiner Analyse des Papst-Textes zum Schluss kommt, dass «entscheidende Stellen in ihrer Referenzialisierbarkeit» nicht beeinträchtigt werden und also von einer Reportage gesprochen werden kann¹⁶², so gibt es eigentlich keinen Grund, in Bezug auf den Siffert-Text etwas anderes zu behaupten.

Dass die fiktionale Passage und die verschiedener «Falschzitate» keinen Einfluss auf die Zuordnung zur Reportage haben, heisst nun aber nicht, dass sie bei der Frage der Einordnung keine Rolle spielen. Im Gegenteil: Durch ihre spezifische Gestalt begründen sie – zusammen mit weiteren Elementen – die literarische Form dieser Reportage, eine Form, die gemäss Definition ja gerade nicht vom pragmatischen Status der Rede (fiktional / nicht-fiktional), sondern von der funktionellen Verletzung sprachlicher Normen abhängt.¹⁶³ Exemplarisch zeigt sich das bei den Schüleraufsätzen am Schluss der Reportage: Indem Meienberg als *Autor* die Exzerpte mit orthografischen Fehlern versieht, vollzieht er bewusst eine Verletzung sprachlicher Normen, für die der *Schüler* Meienberg zweifellos sanktioniert worden wäre.¹⁶⁴ Dass Meienberg für diese Verletzung keine Sanktionen gewahren musste und auch keine solchen akzeptiert hätte, macht deutlich, dass es sich hier um eine *poetische* Abweichung, um eine *literarische* Sprachverwendung handelt.¹⁶⁵ Welche Funktion die Abweichung erfüllt, wird offensichtlich, wenn man sie zu einer anderen Stelle

¹⁵⁹ Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 150.

¹⁶⁰ Meienberg, Niklaus: *O wê, der babest ist ze junc Hilf, herre, diner Kristenheit*. Eine übernatürliche Reportage, oder noch ein Beitrag zur Realismusdebatte. In: Ders.: *Heimsuchungen*. Ein ausschweifendes Lesebuch. Zürich 1986, S. 195-211.

¹⁶¹ Dazu: Durrer / Lukesch (Hrsg.), *Biederland und der Brandstifter*, S. 147-150. Lussi, *Zwischen Journalist und Dichter*, S. 44f.

¹⁶² Lussi, *Zwischen Journalist und Dichter*, S. 43. Mit «Referenzialisierbarkeit» ist die Verwurzelung in der empirischen Wirklichkeit gemeint. Der fehlende Anspruch auf «Referenzialisierbarkeit» gilt als wichtigstes Merkmal der fiktionalen Rede. Vgl. dazu: Martinez / Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, S. 13.

¹⁶³ Fricke, *Norm und Abweichung*, S. 84-88.

¹⁶⁴ Fricke, *Norm und Abweichung*, S. 83: «Eine sprachliche Norm ist eine nachweisbar wiederkehrend befolgte Richtlinie verständigungsrelevanten sprachlichen Verhaltens, deren Nichterfüllung in wiederkehrender Weise von der Sprachgemeinschaft [...] durch Sanktionen geahndet wird [...]»

¹⁶⁵ Dazu: Fricke, *Norm und Abweichung*, S. 84.

der Reportage in Beziehung setzt, wo Meienberg die anhaltende Rückständigkeit Freiburgs in Sachen Bildung bemängelt: «Während die Universität die Stadt Freiburg zu einem Zentrum des nationalen und internationalen Katholizismus machte und eine konservative Elite züchtete, wurde die Erziehung der breiten Massen vernachlässigt. Noch im Jahr 1970 konnten nur 50 Prozent der Sechstkläßler eine Sekundarschule oder ein Gymnasium besuchen.»¹⁶⁶ Ein Umstand, der durch die orthografischen Unzulänglichkeiten der Aufsätze wenn nicht belegt, so doch eingängig illustriert wird.

In der «halbfiktionalen Passage» und im vermeintlichen Keller-Zitat kommt die poetische Sprachverwendung zwar weniger deutlich zum Ausdruck. Doch auch sie lassen sich als Normabweichungen verstehen, die im Hinblick auf die Wirkung des Textes bestimmte Funktionen erfüllen. Meienbergs «Lesart», die den sozialen Kontrast (Ober- und Unterschicht) mit dem räumlichen Gegensatz (Ober- und Unterstadt) kurzschliesst und die geografisch-geistige Enge der katholisch imprägnierten Stadt betont, wird hier suggestiv ins Bild gesetzt: Der intertextuelle Bezug auf Keller, der aus germanistischer Sicht nicht als «Falschzitat», sondern als *strukturelles* Zitats zu werten ist, macht die Vorherrschaft des Katholischen am Stadtbild fest («Pfaff an Pfaff und Dom an Dom»). Zugleich präludiert er die «halbfiktionale Passage», wo Meienberg gleichsam die Essenz seines Freiburg-Bildes präsentiert: In dieser Stadt, wo «das Konservatorium gleich neben dem Schlachthaus steht» und der «Friedhof [...] nahe beim Sportstadion»¹⁶⁷, dort also, wo sich auf engstem Raum die wildesten Kontraste tummeln, wo alles irgendwie verhängt ist, dort werden selbst die Menschen von Widersprüchen bemächtigt: Die Sekundarlehrerein wäscht Leichen, der Akademiker schlachtet Pferde und besitzt einen sprechenden Namen (telling name), der semantisch eng mit dem Namen der Lehrerin verwandt ist (*Fleischlin / de Kalbermatten*).

Wie bewusst die Fleisch- und Tier-Metaphorik hier gewählt ist, wird deutlich, wenn man das Stadtporträt als Ganzes in Betracht zieht. Spätestens dann, wenn Meienberg auf die katholische Kirche zu sprechen kommt, «die bis in die letzten Jahre hinein alle Lebensäusserungen zu beherrschen schien»¹⁶⁸, greift er auf ein Arsenal von Metaphern zurück, die ganz offensichtlich aus der Tier- und Pflanzenwelt entliehen sind: Die Universität wird als «*Treibhaus* für ständestaatliche Ideen»¹⁶⁹ vorgestellt, wo die katholischen Kader, «kaum den Klosterschulen *entwachsen*», geschult und «in den Studentenverbindungen *dressiert*»

¹⁶⁶ Meienberg, Heimsuchungen, S. 93.

¹⁶⁷ Meienberg, Heimsuchungen, S. 94.

¹⁶⁸ Meienberg, Heimsuchungen, S. 92.

¹⁶⁹ Ebd. Hervorhebung (hier und im Folgenden) OM.

wurden – zum Beispiel in der «Neuromania», die gemäss dem Autor noch immer «in alter burschenschaftlicher *Blüte*» steht. Hier in Freiburg, wo man die «konservative Elite *züchte*», findet man «eine Anzahl Institutionen», die «immer noch diese seltsame *Fauna* von höhern Töchtern» in die Stadt zieht, und auch «die *Flora* der buntbewimpelten Orden» ist nach wie vor präsent, «wenn auch mit rückläufiger Tendenz», wie Meienberg festhält.¹⁷⁰ Nicht nur die Oberschicht aus der Oberstadt, sondern auch die Unterschicht aus der Unterstadt (Fleischlin, de Kalbermatten etc.) werden so zu Bedeutungsträgern in einem metaphorischen Biotop namens Freiburg, dem auch der beispielhafte «Seppi» nie entronnen ist, bis zuletzt, als er auf dem «Friedhof [...] nahe beim Sportstadion» begraben wurde. Derart eingesetzt, bewirken die Metaphern mehr als ein paar süffisante sprachspielerische Effekte. Als sprachliche Normverstösse *par excellence*¹⁷¹ begründen sie die literarische Form der Reportage – zusammen mit der «halbfiktionalen Passage», den «Falschzitate» und vielen weiteren Elementen, die der Text versammelt, darunter die hübsche Kontamination «Fribourgeoisie»¹⁷² und das ebenso hübsche Wortspiel «in vollem Braus und Suff»¹⁷³, mit dem er die anhaltende Haupttätigkeit der Studentenverbindung «Neuromania» auf den Punkt bringt.

¹⁷⁰ Meienberg, Heimsuchungen, S. 93.

¹⁷¹ Dazu: Fricke, Norm und Abweichung, S. 40-45.

¹⁷² Meienberg, Heimsuchungen, S. 90.

¹⁷³ Meienberg, Heimsuchungen, S. 93.

4. Fazit

Die funktionale Trennung von Literatur und Journalismus ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Als eigentliche Domäne der Publizistik gilt seither die Vermittlung empirisch überprüfbarer Fakten, wogegen die fiktionale Entfaltung möglicher Welten als Betätigungsfeld der Literatur betrachtet wird. Bei genauerem Hinsehen erscheint das rigorose Trennungskonzept allerdings problematisch, und das aus mehreren Gründen: *Erstens* zeitigte und beförderte es jene haltlose Hierarchisierung von Literatur und Journalismus, die ihre Wirkung bis heute entfaltet. *Zweitens* ignoriert es die fließenden formalen Übergänge, d.h. gemeinsame Darstellungsformen und -techniken, die den Trennstrich nicht als absolut erscheinen lassen. *Drittens* übersieht es die grosse Zahl an Grenzgängern, die dem literarisch-publizistischen Feld stets wichtige Impulse verliehen haben: Heinrich Heine etwa, Emil Zola oder Egon Erwin Kisch, vor allem aber die Vertreter des New Journalism, die in Amerika Anfang der Sechzigerjahre mit literarischen und filmischen Präsentationsstrategien zu arbeiten begannen und damit eine fruchtbare Diskussion in Gang setzten, die auch in der deutschsprachigen Publizistik ihre Spuren hinterliess. Schliesslich überdeckt es *viertens* die theoretischen Aporien, die sich aus der normativen Abgrenzung ergeben: Zum einen kursieren in der Germanistik nämlich verschiedene Literaturbegriffe, wobei keineswegs alle die Fiktionalität als Zulassungskriterium verstehen. Zum anderen führt die Beschränkung des Journalismus auf die reine Faktenvermittlung zu kontraproduktiven Effekten und kollidiert mit dem hehren Ziel der umfassenden Berichterstattung.

Als konsequenter und fruchtbarer erweist sich das literaturtheoretische Modell von Norm und Abweichung, das die Differenzen zwischen Literatur und Journalismus nicht am pragmatischen Status der Rede, sondern an der unterschiedlichen Art der Sprachverwendung festmacht, ohne einschlägige Mischformen theoretisch auszuschliessen. Der Vorteil dieses Ansatzes liegt nicht zuletzt in seiner praktischen Anwendbarkeit begründet. Eine Tatsache, die bei der Analyse von Niklaus Meienbergs Reportage *Jo Siffert (1936-1971)* exemplarisch zum Ausdruck kommt. Denn erst dadurch wird deutlich, dass es sich bei diesem Text trotz der grundsätzlichen Referenzialisierbarkeit (Nicht-Fiktionalität) um eine *literarische* Reportage handelt, worin die Sprache poetisch verwendet wird, d.h. sprachliche Normen vorsätzlich und funktional verletzt werden – besonders deutlich in den Aufsatz-Exzerpten am Schluss der Reportage, wo der Autor bewusst orthografische Fehler einsetzt, um die Rückständigkeit Freiburgs in Sachen Bildung zu illustrieren.

Meienbergs publizistische Grundhaltung speist sich aus Konzepten, die er in seinen ers-

ten Pariser Jahren vorfand und in die Schweiz importierte. Die Betonung der Subjektivität und des Sprachstils, sein ideologie- und sprachkritischer Impetus, der die Poesie und die Polemik gleichermaßen in Dienst nimmt, gehören dazu; ebenso die Identifikation mit dem Idealtypus des «grand reporter», der die tradierten Grenzen zwischen Literatur, Journalismus und Historiografie bewusst durchbricht, um die Wirklichkeit als Ganzes zu vermitteln, ohne dem überkommenen Mythos der Objektivität zu verfallen.

Meienbergs Umgang mit Fiktionen ist geprägt von der Auffassung, dass sich Erfundenes nur rechtfertigen lässt, sofern es im Vorgefundenem verankert ist, d.h. recherchierte Fakten überhöht, um sie noch besser kenntlich zu machen. Dass es dem Autor trotz zahlreicher Versuche nie gelungen ist, den ästhetischen Furor in Romane und Theaterstücke einzubringen, zeigt aber auch, dass er kaum über die nötige Imaginations- und Gestaltungskraft verfügte, um sich in klassischen Literaturformen zu bewähren. Als Ausnahme erweisen sich die beiden Gedichtbände, die Meienberg zu Beginn der Achtziger- bzw. Anfang der Neunzigerjahre veröffentlichte. Mehr noch als im ersten Lyrikband, der den machtkritischen Diskurs im wesentlichen weiterführt, zeigt sich im zweiten Gedichtband und in einigen seiner letzten Texte der viel beschworene «andere Meienberg», der das verhasste Image des schreibenden Berserkers und Nestbeschmutzers zu korrigieren versucht.

Bibliografie

Altwegg, Jürg: Das gefälschte Lebensgefühl. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. September 2003, S. 40.

Baasner, Rainer / Zens, Maria: Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung. 2. Auflage. Berlin 2001.

Blöbaum Bernd / Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden 2003.

Breitenstein, Andreas: Das Prinzip Anekdote. Zu Niklaus Meienbergs polemischer Prosa. In: Neue Zürcher Zeitung, 20. März 1993, o.S.

Buchsteiner, Jochen: Anstelle einer Regierungserklärung. In: Die Zeit, 30/1998, o.S.

Buchsteiner, Jochen: Spätnachts, im Park des Kanzleramts. In: Die Zeit, 50/1998, o.S.

Bütler, Hugo: Journalismus in Gefahrenzonen. Rede am Jahreskongress des Verbands Schweizer Presse, Sept. 2003. URL:

<http://www.schweizerpresse.ch/de/veranstaltungen/Referat%20Hugo%20B%9Ftler.pdf>
(23.9.2005).

Caluori, Reto: Niklaus Meienberg. «Ich habe nicht im Sinn, mich auf schweizerische Gutmütigkeit einzulassen». In: Birrer, Sibylle (et al.): Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich 2000, S. 187-236.

Caluori, Reto: Vom literarischen Stoff zum Konfliktstoff. Der Briefwechsel zwischen Niklaus Meienberg und Otto F. Walter. In: Entwürfe. Zeitschrift für Literatur 9, 2000, Heft 24, S. 51-63.

Duby, Georges / Lardreau, Guy: Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer. Frankfurt am Main 1982.

Durrer, Martin / Lukesch, Barbara (Hrsg.): Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass. Zürich 1988.

Fehr, Marianne: Meienberg. Lebensgeschichte des Schweizer Journalisten und Schriftstellers. 3. Auflage. Zürich 1999.

Fricke, Harald: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur. München 1981.

Graf, Aline: Der andere Meienberg. Aufzeichnungen einer Geliebten. Zürich 1998.

Haas, Hannes / Wallisch, Gian-Luca: Literarischer Journalismus oder journalistische Literatur? Ein Beitrag zu Konzept, Vertretern und Philosophie des «New Journalism». In: Publizistik 36, 1991, Heft 3, S. 298-314.

Haas, Hannes: Empirischer Journalismus. Wien 1999.

Haller, Michael: Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten. 4. Auflage. Konstanz 1997.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes. Vorrede und Einleitung. Mit einem Vorwort von Erhard Lange. Jena 1971.

Heumann, Pierre: Keinen Deut Schlächter. In: Weltwoche, 13. Oktober 2005, S. 18-21.

- Holderegger, Adrian (Hrsg.): Kommunikations- und Medienethik. Interdisziplinäre Perspektiven. 2. Aufl. Freiburg 1999.
- Iggers, Georg G.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. 2., durchgesehene Auflage. Göttingen 1996.
- Keller, Gottfried: Gedichte in einem Band. Frankfurt am Main 1998.
- Kreis, Georg: Niklaus Meienberg nach 25 Jahren: Ein Kommentar zu einem Kommentar. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 7, 2001, Heft 1, S. 35-43.
- Linsmayer, Charles (Hrsg.): Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Eine Anthologie, zusammengestellt und mit einer Einleitung von Hugo Loetscher herausgegeben von Charles Linsmayer. Zürich 1999.
- Lorenz, Dagmar: Journalismus. Stuttgart, Weimar 2002.
- Lussi, Rolf: Zwischen Journalist und Dichter: Niklaus Meienberg und die Reportage als literarisches Genre. Lizentiatsarbeit, Freiburg 2001. Veröffentlicht unter: http://www.meienberg.ch/fileadmin/Meienberg/_dokumente/_studienmaterial/Liz-Arbeit_Lussi.pdf.
- Martinez, Matias; Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. 3. Auflage. München 2002.
- Matt, Peter von: «Meienberg war der wichtigste Kopf in der Bewegung des dokumentarischen Schreibens». Interview. In: Sonntags-Zeitung, 26. September 1993, S. 21.
- Matt, Peter von: Literatur = Klartext + Wetter. In: NZZ am Sonntag, 29. Februar 2004, S. 53.
- Meienberg, Niklaus: Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S. Darmstadt 1977.
- Meienberg, Niklaus: Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge. Poesie 1966-1981. 2. Auflage. Zürich 1981.
- Meienberg, Niklaus: Vorspiegelung wahrer Tatsachen. Zürich 1983.
- Meienberg, Niklaus: Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch. Zürich 1986.
- Meienberg, Niklaus: Das Schmettern des gallischen Hahns. Reportagen aus Frankreich. Zürich 1987.
- Meienberg, Niklaus: Die Welt als Wille & Wahn. Elemente zur Naturgeschichte eines Clans. Zürich 1987.
- Meienberg, Niklaus: Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S. Zürich 1992.
- Meienberg, Niklaus: Reportagen 1. Ausgewählt und zusammengestellt von Marianne Fehr, Erwin Künzli und Jürg Zimmerli. Zürich 2000.
- Meienberg, Niklaus; Tanner, Albert: Kurzer Briefwechsel über Geschichtsschreibung. In: Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik, 1988, Heft 15, S. 109-112.
- Meier, Oliver: Der Historiker als «Dreckwähler». In: Der kleine Bund, 13. September 2003, S. 7.
- Meier, Oliver: Zwischen Relevanz und Trash. Das «Magazin» wird 35. In: Medienheft, 7. Februar 2005. URL: http://www.medienheft.ch/kritik/bibliothek/k23_MeierOliver.html (28.9.2005).

Meier, Oliver: Poesie als Protest. Intertextuelle Bezüge in Niklaus Meienbergs Gedichtband *Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge*. Seminararbeit, Freiburg 2005.

Müller Farguell, Roger W.: Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Literatur in der Schweiz. Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband*. München 1998, S. 157-169.

Niederberger, Walter: «Fiktion und Realität nähern sich gegenseitig». Untersuchung zur literarischen Reportage an Beispielen von Niklaus Meienberg und Jürg Federspiel. Lizentiatsarbeit, Bern 1984.

Peichl, Markus / Siegfried Weischenberg: Die Kummer-Fälschungen: Einzelfall oder Symptom? Streitgespräch. In: *Die Zeit*, 26/2000, o.S.

Rauter, Ernst A.: *Die neue Schule des Schreibens: von der Gewalt der Wörter*. Düsseldorf 1996.

Ricker-Abderhalden, Judith: Niklaus Meienberg: der Günter Wallraff der deutschen Schweiz? In: Acker, Robert; Burkhard, Marianne (Hrsg.): *Blick auf die Schweiz. Zur Frage der Eigenständigkeit der Schweizer Literatur seit 1970*. Reihe: *Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik*. Band 22. Amsterdam 1987, S. 155-173.

Russ-Mohl, Stephan: Der Fälscher und die «New York Times». Eine Nachlese zum Fall Jason Blair. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 7. November 2003, S. 62.

Schopenhauer, Arthur: Über Schriftstellerei und Stil. In: Wolfgang Frhr. v. Löhneysen (Hrsg.): *Sämtliche Werke, Bd. V.: Parerga und Paralipomena. Kleine Philosophische Schriften II*. Stuttgart, Frankfurt am Main 1965, S. 589-650.

Stillhard, Christof: Meienberg und seine Richter. Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber. Zürich 1992.

Wallisch, Gian-Luca: Kreative Wirklichkeit. In: *message*, 2/2000. URL: http://www.message-online.de/arch2_00/02wall.htm (22.9.2005).

Weischenberg, Siegfried: Journalismus als soziales System. In: Merten, Klaus (et al.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Opladen 1994.

Widmer, Thomas: Meyer. Wie der Name schon sagt. In: *Weltwoche*, 1. April 2004, S. 80.

Wolf, Fritz: Grenzgänger. In: *Freitag. Die Ost-West-Wochenzeitung*, 30. Juni 2000. URL: <http://www.freitag.de/2000/27/00271403.htm> (23.9.2005).

Wolfe, Tom / Johnson, E.W (Hrsg.): *The New Journalism*. New York 1973.

WoZ (Hrsg.): *Vorschlag zur Unversöhnlichkeit. Dokumentation zur Realismusdebatte im Winter 1983/84*. Zürich 1984.

Zesiger, Bernhard: Niklaus Meienberg als Flaneur. Intertextualität in der *Geschichte der Liebe und des Liebäugelns*. Lizentiatsarbeit, Bern 1998.